



1877.

**Neue Monatshefte**  
für  
**Pichtkunst und Kritik.**

Herausgegeben  
von  
**Oscar Glumenthal.**

V. Band. Heft 6.

Leipzig,  
Ernst Julius G $\ddot{u}$ nther.

1877.

== Juni 1877. ==

## Inhalt.

	Seite
An die Leser. . . . .	441
Eine Engel-Ehe. Novelle von Erwin Schlieben . . . . .	443
Sirdusi in deutschem Gewand. Von Hans Herrig . . . . .	473
Lesefrüchte. Plaudereien von F. Groß . . . . .	483
Zur Philosophie des Unbewußten. Von D. S. Seemann . . . . .	486
Kritische Rundblicke . . . . .	490
John Matten. Von Hans Herrig.	
Miscellen . . . . .	493



## An die Leser.

---

Mit dem vorliegenden Hefte beschließen die „Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik“ ihren fünften Band und mit ihm nehmen sie überhaupt vom Leser Abschied.

Die zahlreichen journalistischen und schriftstellerischen Arbeiten, mit welchen der Unterzeichnete überlastet ist, gestatten ihm trotz der eifrigsten Hingebung nicht mehr, den „Neuen Monatsheften“ diejenige ununterbrochene Sorgfalt und Emsigkeit zuzuwenden, die erforderlich ist, wenn sich das Unternehmen auf seiner bisherigen literarischen Rangstufe erhalten und den strengen Ansprüchen des Herausgebers selbst genügen soll. Ein frischerer und nicht so in Anspruch genommener Ersatzmann hätte sich wohl finden lassen. Aber da die Verlagshandlung in freundschaftlicher Ueberschätzung meiner Kraft ein entscheidendes Gewicht auf meine persönliche Leitung des Unternehmens legte, so blieb nichts übrig, als nach meinem Ausscheiden aus der Redaktion die „Neuen Monatshefte“ abzuschließen.

Nicht ohne Befriedigung dürfen wir auf die vorliegenden fünf Bände zurückblicken. In ihrem poetischen Theil enthalten sie zahlreiche gehaltvolle Beiträge aus ersten Federn, und wenn auch daneben manches nur Mittelmäßige mit untergelaufen ist, wie das bei keinem periodischen Unternehmen vermieden werden kann, so dürfte doch überall unser Bestreben zu Tage getreten sein, nicht der gedankenlosen Unterhaltungsgier der Masse das erwünschte Lese-Futter zu reichen, sondern den vornehmeren und keuscheren Kunstgeschmack zu befriedigen. Wir haben uns dabei niemals vom Tage die Parole geben lassen — das wahllose Nachhasten hinter dem „Aktuellen“, dem „Zeitgemäßen“ überließen wir bereitwillig den Sensationsmachern um jeden Preis. In der Meinung, daß etwas innerlich Tüchtiges zu jeder Stunde zeitgemäß ist, fragten wir vor Allem nach dem geistigen Gewichte eines Beitrags und nicht danach, ob er auch einem Augenblicksinteresse gefällig entgegenkommt. — Unsere kritischen Spalten aber bestanden nicht aus Reklamen für die Mitarbeiter, von welchen wir Beiträge entweder schon empfangen hatten oder noch zu empfangen wünschten, sondern aus ehrlichen wahrheitsliebenden Aeußerungen. Für Aufklärung ästhetischer und philosophischer Fragen kämpften wir in ausführlichen allgemeinen Darlegungen, während in den Bücherbesprechungen der „Neuen Monatshefte“ stets ein wohlüberlegtes Lob zu Worte kam, wenn es möglich — ein unbarmherziger Tadel, wenn es nöthig war. In Folge dessen sind wir auch nicht von kameradschaftlichen Händen großgehäßt, geschweige denn als

alleinseligmachende deutsche Monatschrift ausgetrommelt worden. Wohl aber genossen wir die Freude, daß die redlichsten und besten Schriftsteller uns häufig ihrer Zustimmung versicherten und uns zur Bethätigung ihres Beifalls durch Ueberlassung von werthvollen Beiträgen ehrten.

Mit den „Neuen Monatsheften“ schließt sich somit ein umfriedetes Asyl für so manche gute Bestrebung, die anderwärts als „inopportun“ verworfen, als „unzeitgemäß“ ausgeschlossen wird. Ich verabschiede mich von meinen Mitarbeitern mit einem herzlichsten Wort des Dankes — von den Lesern mit einem freundlichen Lebemohl.

Berlin, im Juni 1877.

Oscar Glumenthal.

## Eine Engel-Ehe.

Novelle

von Erwin Schlieben.

Es ging munter zu in Vater Böhmer's Behausung. Tanzbeine wurden geschwungen, und lustige Ködchen flatterten durch das ausgeräumte Zimmer. Es war lauter junges Volk, zum Theil noch Kinder; nur ein Paar ehrwürdige Mütter saßen auf steifen Stühlen an der Wand und strickten träumerisch ihre Strümpfe.

Die älteste Tochter feierte ihren siebenzehnten Geburtstag. Jedes Kind vom Hause hatte sein Fest, und das machte zehn im Jahr. Mutter Böhmer sagte, das wäre nöthig, der Leute wegen. Dazu kamen die Kaffees, die sie geben mußte, Tanz, Bunsch und Kuchen gingen nicht aus und die Leute fragten einander, wo denn bei Böhmer's das nur alles herkäme. Der Mann, der eine große Kasse verwaltete, bezog zwar ein auskömmliches Gehalt, hatte aber sonst kein Vermögen; die Frau war ganz arm, und dabei zehn Kinder aufzubringen — es war unbegreiflich! Der älteste Sohn studirte bereits auf einer kleinen Universität, das jüngste Töchterchen begann eben zu laufen. Zwischen diesen beiden standen die übrigen Geschwister in lieblicher Abstufung, alles hübsche, dunkelhaarige Sprödklinge, und alle gesund und hungrig. Frau Georgine Böhmer war zwar eine stattliche, immer gepudzte Dame, aber eine tüchtige Hausfrau war sie nicht, davon wußten ihre Freundinnen zu erzählen. Die Familie hatte Schulden, das war bekannt; und doch dauerte das lustige Leben schon Jahre lang, und Vater Böhmer war ein rechtshaffener Mann.

Der Stolz des Hauses war die älteste Tochter Ottisie, und das mit Recht. Sie war ein anmuthiges schlankes Kind, immer hübsch angezogen, nur mit etwas zu hoch gethürmten Haar. Antlitz, Nacken und was sonst in Frage kommt, waren mit allen Reizen aufblühender Jugend umspinnen, und wenn nicht Geist, so blickte doch Schelmerei aus den Augen und schlängelte um die rothen ungeprüften Lippen. Die kleinen Hände waren wie rosig weißer Atlas und wußten sich bei feinen Stickerien zierlich zu bewegen. Man sah ihnen die hausfräuliche Tüchtigkeit nicht an, und dennoch kochten sie allabendlich, wenn kein Besuch da war, für die Familie eine Suppe aus Brotschnitten, Salz und Wasser, welche „Bettelmann“ genannt wird.

Ottisie hatte zahlreiche Freundinnen, Töchter aus den gleichstehenden Familien, beileibe nicht aus höheren oder tieferen; denn man lebte in einer kleinen herzoglichen Hauptstadt. Sie alle hatten am Geburtstagsmorgen ihre kleinen Geschenke überreicht

und waren zum Tanze geladen worden. Vater Böhmer mochte seufzen; aber es mußte sein. Bruder Ernst, der Studiosus, brachte ein Paar ausgelassene Gesellen mit, und selbst die jüngeren Kinder, auf dem Tanzboden schon geübt, erhielten ihre Tänzer. Das gab einen Jubel! Sogar das jüngste Kind, von den Klängen des Pianino wach erhalten, strampelte in seinem Bettchen mit den Beinchen und wurde erst gegen Mitternacht müde.

Aber das Geburtstagskind, das siebzehnjährige, hatte während des Tanzes auch ernste Gedanken. Es befand sich unter den Gästen ein junger Forstmann, grün wie Frühlingsgebüsch, vielleicht ein Wenig verkneipt und verliebt, im Ganzen aber gesund wie der Wald und lustig wie ein junger Edelhirsch in seinem ersten Liebesherbste. Vor Ottilien war sein Hauptverdienst, daß er ihr erster Verehrer war, und schon aus diesem Grunde hielt sie ihn für einen ausgezeichneten jungen Mann. — Tanz giebt Muth. Ottilie erwartete längst ein Geständniß. Sie war siebzehn, also berechtigt ein Geständniß zu erwarten, und der heutige Tag, ihr Geburtstag, konnte nicht ohne Entscheidung vorübergehen. Beim Kehraus, unter dem Knallen der Bonbons, erfaßte Richard seinen Augenblick und sagte ihr, vom Tanz athemlos, was sie schon wußte. Sie warf einen Schelmenblick über den Fächer fort, und dann, als gäbe es keine bessere Antwort, flog sie mit ihrem Verlobten auf's Neue über den Tanzboden. . . . Sie war verlobt! Ihr Herz jubelte, daß sie vor allen ihren Freundinnen, sie, die Jüngste, den Geliebten zuerst gefunden, und nahm sich vor, ihn recht lieb zu haben. Nach dem Tanze wollte sie Richard ihren Eltern zuführen, um ihr Glück noch an ihrem Geburtstage bekannt zu machen; aber eben ging Vater Böhmer so gebeugt und mit einem so blassen, verstorbenen Gesichte durch den Schwarm der Tänzer, daß Richard erschrak.

„Papa wird doch nicht krank sein!“ rief Ottilie und eilte auf ihn zu. Der blass, schon ergraute Mann strich ihr mit zitternder Hand den Scheitel und die Wange, sagte aber nur: „Mir fehlt nichts, mein Kind“, und entfernte sich in strafferer Haltung. Hinter ihm schlossen sich neue Reigen der Fröhlichen, und kaum fragte Einer beim Abschiede nach dem Hausherrn.

Endlich waren die Festräume leer, die Geschwister zu Bette, nur Ottilie half der Mutter noch eine Stunde lang das zerbrechliche Geschirr zu bergen. Dann zündete sie eine Kerze, und nach kurzem Bedenken, ob nicht noch ein Geständniß zu machen wäre, sagte sie mit geheimnißvollen Lächeln gute Nacht. Mit dem flackernden Lichte stieg sie eine schmale Treppe nach dem Bodenraum hinauf, wo sie ein Stübchen für sich hatte. Ihr Herz war voll von jungem Liebesglück, und leise vor sich hin summete sie die verklungene Musik, die ihren Brauttanz begleitet. —

Da plötzlich — was erblickte sie bei dem unthäten Lichtscheine zwischen den Dachsparren? Schwarz und langgestreckt hing es nieder. Ueber die Seele des Mädchens zog es wie ein kalter Schatten, das Licht entfiel ihr, und nur vom Schauer aus einer Ohnmacht aufgerüttelt, tappte sie die dunkle Stiege zurück.

„Mutter! Mutter!“ schrie sie durch das Haus, daß die Bewohner mit Herzklopfen erwachten. . . .

Man fand sie blutend unten vor den Stufen.

Die Mutter, schon bestürzt über das leere Lager ihres Gemahls, stand rathlos neben ihrem Kinde.

„Ich habe etwas gesehen“, ächzte die junge Braut, „etwas gesehen —“

Sie deutete nur mit starrem Blick die Treppe hinauf. Hausgenossen, Gefinde, Alles drängte empor, und da fand man — was alle Gesichter entsetzte und jeden Mund verschloß. Zwanzig Hände waren geschäftig, auch Kerzte kamen; aber man bemühte sich um Einen der nicht mehr zu retten war . . .

Frühmorgens fanden sich etliche Büttel und Schreiber ein, warfen bleierne Blide auf den Entseelten, drangen in das Arbeitszimmer, raffelten und raschelten mit Geldern und Papieren; dann gingen sie achselzuckend und mit Miene wie Weltenrichter. —

Vater Böhmer hatte sich erhängt, und das Erbe seiner Kinder war der Kummer und die Schande, sonst nichts. Kaum war der Todte verscharrt, so kamen die guten Freundinnen und seufzten:

„Unglückliche Frau, was werden Sie nun beginnen?“

Die Antwort aber gab der Zwang des Schicksals.

Ein Theil der Kinder wurde mütterlichen Verwandten übergeben, für die jüngsten sollte die Mutter mit ungewohnter Arbeit eintreten, der Student mußte zusehen, wie er sich durch die Semester schlug, Ottilie endlich entschloß sich unter Fremde zu gehen. Sie durfte nicht wählerisch sein, sie mußte annehmen was sich bot.

Bruder Ernst hatte das Glück, in seiner Universitätsstadt eine Stellung für seine Schwester aufzuspüren.

\* \* \*

Es war ein Fabrikant in Wollenstoffen, der das unglückliche Mädchen in sein Haus aufnahm. Er besaß vor der Stadt ein Paar große verfallende Häuser voll elender Arbeiter nebst nothwendigem Schornstein, und in der Stadt ein großes Waarenlager. Nun denn, Herr Karl Wilhelm Wechselmann galt für eine sehr achtungswerthe Firma, hatte viele Freunde im Geschäft und bei Tische und führte ein großes Hauswesen. Eine fränkliche Frau mit acht Kindern bedurfte eines Beistandes, und dafür sollte Ottilie eintreten. Es war ein Ereigniß, das die Hausfreunde, zuletzt das Städtchen, wochenlang beschäftigte. Ein blutarmes Fräulein, dessen Mutter ihre Familie durch unzuwehmäßige Wirthschaft zu Grunde gerichtet, dessen Vater sich der Strafe für Untreue mit eigener Hand entzogen, ein solches Unglückskind durfte das behagliche Leben des Hauses K. W. Wechselmann nicht verfinstern. Eine fromme Kirchenrätthin war nach reiflicher Rücksprache mit ihrem Gemahl der Ansicht, daß man sich fern halten müsse von Jenen, die Gott gezüchtigt, und daß es hieße den Herrn versuchen, wenn man dem Unglück Einlaß in sein Haus böte. Dieser Satz, auf dem Boden des besoldeten Christenthums eigenthümlich entwickelt, wurde den gottesfürchtigen Jungfrauen der Stadt zu einem Theile ihres Evangeliums.

So hatten denn Herr Wechselmann und Frau gegen eine Flut von Vorurtheilen zu kämpfen, und ihre Unentschlossenheit wich erst vor einer Photographie, die sie von dem Fräulein erbaten. Es war ein gar zu liebes Gesicht, und das kam auch den Kindern zu statten, die sich an hübsche Personen leichter als an garstige anschließen. Die weibliche Welt aber sah der neuen Erscheinung mit stummen Unwillen entgegen, weil man von einem so reizenden Wesen herzkränkende Einbuße befürchtete.

Ottilie kam endlich mit ihren kleinen Bündeln und Koffern, die Herr Wechselmann nebst Frau und Hausgefinde mit stummer Geringschätzung betrachteten. Die Kinder warfen sich sofort auf das hübsche Fräulein und durchstöberten ihren Kuzug nach

Schmuckfachen, um sich dann enttäuscht, beinahe schwellend, zurückzuziehen. Aber das besserte sich schon in kurzer Zeit; denn Ottilie brachte den Willen mit zu gefallen und sich nützlich zu machen. Ihr junges Herz hatte Demuth gelernt, und die Schelmerei ihres blauen Auges war tiefer mit Ernst und Ehrbarkeit gemischt, als es bei einem jungen Mädchen sonst gesfällt. Sie hatte so schwer gelitten, hatte sich dem lieblosen Urtheil der Welt so völlig untergeordnet, daß sie unerwartete Zeichen des Wohlwollens mit Rührung wie etwas Unerdientes hinnahm. Die Kinder gewannen das Fräulein bald sehr lieb, und damit war auch der Weg zu den Herzen der Eltern gefunden. Die leidende, etwas weinerliche Hausfrau fand sich durch Ottiliens Eifer und Pflichttreue von empfindlicher Last befreit und schenkte ihr, schon aus Bequemlichkeit, unbefränktes Vertrauen. Die Besucher, die ihr eignes Hauswesen nur mit vielem Poltern beherrschten, erklärten sich mit dem geräuschlosen Auftreten Ottiliens sehr zufrieden, und selbst die fromme Kirchenrätthin Aurelie Gottgetreu ließ sich eines Tages, als das unglückliche Mädchen gar zu rührend aus sah, so weit hinreißen, daß sie ihre Hand liebkoste und unter Bliden, welche die Vertraulichkeit mit Gott und sämmtlichen Würdenträgern des Himmelreichs verriethen, sich also vernehmen ließ:

„Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Aber er führet Alles herrlich hinaus, und es ist unmöglich, daß er so viel Demuth, Eifer und Treue unbergolten lassen sollte. Ich prophezeie Ihnen noch viel Glück, liebes Fräulein, und werde mich freuen, wenn diese meine Ahnung recht bald eintrifft.“

So wandten sich Duzende von Damen an die schweigende Dulderin, die sie mit ihren gefühlvollen Redensarten zu begnadigen meinten. Sie kosteten die Wollust, aus ihrem Allerweltsglück heraus ein verwundetes Herz zu besprechen und kigelten sich mit ihrem eignen Mitleid. Rechtens Wohlgefallen aber war in all' ihren Gemeinplätzen nicht so viel enthalten, wie in dem einen Urtheil des Herrn Wechselmann: „Schwarzes Haar und blaue Augen sind eine Seltenheit!“ — Eine Aeußerung, die Mütter und Töchter empfindlich kränkte, weil eine Jede darin Gefahr für ihre eigenen Wünsche und Aussichten witterte. Und war es nur ein unbedeutender bunter Rufensohn, der seine Augengläser von einem dünnsaarigen Fräulein ablenkte, um das reiche Gelock Ottiliens zu verehren, so waren der Vermisten Stichefreden und bitterböse Seitenblide gewiß. —

Der wohlhabende Fabrikmann hielt gastfreies Haus. Der Ehrgeiz, vornehme Leute zu empfangen, bewegte ihn so lebhaft wie irgend einen andren Handelsmann, und er hielt zu diesem Zwecke einen großen Keller voll der besten Weine. Auch seine Frau hatte ungeachtet ihrer Kränklichkeit die Lust an geschwundenen Jugendfreuden nicht ganz eingebüßt. Dazu kam, daß die älteste Tochter heranwuchs und bildenden Umgang bedurfte. Fragwürdige Toiletten erhielt man uner schöplich aus dem eigenen Waarenlager, und so gab es für das Haus K. W. Wechselmann keine Schwierigkeit, die Kunst, Wissenschaft und Amtswürde des Städtchens in seinen Räumen zu versammeln. Tanzvergnügungen und Tafeleien wechselten mit Dilettantenconcerten und lebenden Bildern, und der Jubrand der Gesellschaft war um so mächtiger, als die Verpflegung gut war.

Dieses Leben brachte der armen Ottilie mühevollere Tage und schlummerlose Nächte. Ihre Gesundheit mußte sich unter der Anstrengung erst kräftigen, ihre hausfräuliche Umsicht sich an hundert Sorgen ausbilden, bevor das Gefühl der Ueberbürdung von ihr wich. An den Vergnügungen und Genüssen verlangte sie keinen Theil. Ihren Liebreiz in Trauerleidern verbergend, waltete sie geräuschlos ihrer Pflicht und vermied sich unter



die Fröhlichen zu mischen. Sie übertrug ihre innere Anmuth auf die Umgebung und brachte erst das Behagen in die derbe Hülle, worin das Kaufmannshaus sich bis dahin wohl gefühlt. Unter ihren Händen schien der Haushalt aufzublähen, und die Gemüther der Herrschaft vermochten sich diesem belebenden Einflusse nicht zu versagen.

Neben ihrer Pflicht hatte in Ottilien nur noch der Gedanke Raum, ihrer Mutter zu helfen und zur Erziehung ihrer jüngsten Geschwister beizusteuern. Ihr Lohn war reichlich bemessen, und da sie für sich selbst kaum noch einen Wunsch hatte, so war der Beistand, den sie den Angehörigen leistete, nicht ohne Bedeutung. Selbst Bruder Ernst benutzte die Nähe der Schwester, um die kleinen Verlegenheiten des akademischen Lebens mit ihrer Hilfe auszugleichen. Sie aber gab ohne vieles Rechnen und Bedenken hin, was sie erwart, bis einmal der Mangel am Nothwendigen sie auch an die Pflichten gegen sich selbst erinnerte. Des eigenen Vortheils kaum eingedenk, fast ohne ein Ich, ohne Wunsch, ohne Hoffnung, erstickte sie auch die Keime der Liebe, die bereits in ihrer jungen Seele gehaftet, und wenn ihr die Erinnerung daran einmal nahe trat, sogleich fiel es vor ihr wie ein schwarzer Vorhang nieder, der den freundlichen Jugendtraum von ihrem verfinsterten Leben trennte.

Es war vorbei mit der ersten Liebe, für immer vorbei! Richard Hagedorn hatte sich in den verhängnißvollen Tagen theilnehmend und hilfreich erwiesen, dann aber sich verstummend zurückgezogen. Auch beim Abschiede von Ottilien hatte er ihre Herzenssache mit keinem Worte berührt, und das hatte sie auch kaum erwartet. Wie sollte sie ihm zumuthen, sein Schicksal an eine Familie zu knüpfen, die durch eine entehrende Katastrophe vor der Welt geächtet war? Das konnte seine Laufbahn, seine Stellung in der Gesellschaft gefährden; ein solches Opfer stand außer Frage. Still, arme Ottilie! Verlange nicht, daß es dir besser zu Theil werde, als hundert Anderen, denen die erste Liebe verloren war! —

So floß denn die böse Zeit in stiller Pflichterfüllung dahin. Das Trauerjahr ging vorüber; aber es führte nur in ein zweites Trauerjahr; denn kein Funke der früheren Lebensfreude wollte in Ottilien erwachen. Sie weigerte sich die Trauerkleider abzulegen, deren Anblick der Hausfrau unbehaglich wurde, und beharrte dabei, daß das schwarze Gewand für ihr unscheinbares Dasein das einzig passende wäre. Keckliche Damen mit Giftzähnen behaupteten, das Fräulein wüßte, wie vortrefflich Schwarz ihr stünde; doch war das nur gallige Kundgebung der eigenen Scheelsucht. Für die Wohlwollenden war es ein rührender Anblick, das schlankte Kind, das nur für Sonnenschein und Blumenkränze geschaffen schien, von schwarzen Schleiern wie von Todeschatten bedeckt zu sehen; denn unter dieser Hülle ründeten, veredelten sich in quellender Lebensfülle ihre Formen, und ein rosiges Antlitz verlangte durch den schwarzen Flor hindurch nach einem neu aufblühenden Lebensfrühling.

\*     \*     \*

Unter den vielen Gästen des Wechselmann'schen Hauses befand sich wenigstens einer, der Gemüth und Menschenkenntniß genug besaß, um die arme Ottilie in ihrem stillen Werthe zu würdigen. Es war ein Mann, der selbst etwas erlebt und daher ein Herz hatte für das Unglück; ein Mann, der durch Studium und Erfahrung gewöhnt war, nicht flüchtig und gleichgiltig über die Erscheinungen fortzublicken, sondern sie in ihrem Wesen gründlich und liebevoll zu erfassen.

Professor Ekmühl, obschon keiner von den Hochberühmten, war ein Mann von ungewöhnlichen Gaben. Seine Committionen, die Professoren nämlich, bezeichneten ihn als ein Original, wohl gar als ein Räthsel, weil er, wie gewöhnlich geisterfüllte Männer, von Schablone und Schlenbrian abwich. Er stammte aus einer alten preussischen Familie, die dem Staate Menschenalter hindurch tüchtige Offiziere und Beamte geliefert hatte, und die meisten von ihnen haben ebenso für Originale gegolten, wie der Professor. Seine Erziehung war eine straffe, beinahe soldatische gewesen, wie es die zahlreichen Beziehungen zur Armee mit sich brachten, und sein bedeutendes Hausvermögen hatte ihm alle seltenen Bildungsmittel zur Verfügung gestellt. Große Reisen hatten seinen Blick erweitert, eingehende Beobachtung der Gesellschaft vieler Länder ihn über die Engherzigkeit fortgehoben, in der seine Umgebung sich wohl und sicher fühlte, und so waren denn strenger Ordnungssinn, Geradheit, Unerfrodenheit und eine gewisse Großartigkeit der Anschauungen die Hauptseiten seines Charakters. Sein Fach war das Recht; da er indessen schon in den ersten Jahren seiner Berufsthätigkeit heftigen Widerwillen gegen den Richterstand faßte, so entschloß er sich, im Widerspruche mit seinen Verwandten, die im Professor nur einen Hochschulmeister sahen, zur akademischen Laufbahn. Er spürte die Fähigkeit in sich, auf die gebildete Jugend zu wirken, obschon er dieselben von seiner akademischen Zeit her besser hätte kennen sollen, und nachdem er zwei Jahre lang als Privatdocent in Göttingen mit geringem Erfolge gewirkt, erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor an die kleine Universität, wo er nunmehr festgewurzelt war.

Es war sein Unglück. Er fand ein unsauberes, feuchtkaltes, rauchgefülltes Städtchen zwischen kahlen, aufdringlichen Hügeln, eine Brutstätte von Seuchen, die den Ort kaum jemals verließen. Dazu eine durch alle Stände hindurch verkommene Bevölkerung, die seit Jahrhunderten den Einwirkungen eines mehr als rohen Studentenlebens unterlag. Die kleine Stadt lebte fast ausschließlich von den Bedürfnissen und Lastern der Rufensöhne, und diese beherrschten mit ihren unsauberen Tugenden das Leben der kleinen Stadt bis nahe zur Ohnmacht der Behörden. Studentenwirthschaft in der Verwaltung, Studentenwirthschaft in der Rechtspflege, im Handel, im Gewerbe, im Haushalt, in den Familien, wo die Unterhaltung oft im Studentenjargon geführt wurde. Unrath überall, Unzuverlässigkeit und Pflichtwidrigkeit, verbunden mit einer Kriecherei vor den reichen Studenten, von welcher sich nicht einmal alle Professoren ausschlossen. Solchen Zuständen vermochte sich nur der Einheimische oder der Stumpfsinnige geduldig hinzugeben; für jeden Fremden, der das gewöhnliche Maas von Ordnungssinn und sittlichem Bewußtsein mitbrachte, waren sie auf die Dauer unerträglich. Auch kam fast kein bedeutender Lehrer von auswärts, der nicht die erste Gelegenheit ergriffen hätte, Lebewohl zu sagen, und die Eingebürgerten waren, mit wenigen werthvollen Ausnahmen, durch äußerliche Verhältnisse oder durch ihre Unfähigkeit an die kleine Universität gefesselt, deren Fadel übrigens schon damals im Erlöschen war.

Professor Ekmühl litt heftig unter dem Drucke von Verhältnissen, die seiner unwürdig waren. Seine ehrliche, tüchtige Natur sträubte sich gegen die Halbheit, den Schein, die Unfruchtbarkeit der Kathedergelahrtheit, vorzugsweise auch gegen die Unzucht des akademischen Lebens, durch welche die Jugend größtentheils zu Grunde gerichtet und ihre Kräfte der Zukunft des Vaterlandes entzogen wurden. Es war sein aufrichtiges Bestreben, hier nach Vermögen bessernd einzutreten, und nur diese Rücksicht

bewog den redlichen Mann, den einmal übernommenen Platz bis zur Grenze der Möglichkeit zu behaupten. Aber weder die akademische Jugend noch die Gesamtheit der Lehrer war geeignet, die Bestrebungen des Professors zu unterstützen. Das Votterleben, das den Besuch der Vorlesungen verhinderte, beraubte ihn seiner Zuhörer, und was auf den Bänken ausbauerte, war mit wenigen Ausnahmen so armselig, ideenflüchtig und brotgierig, daß er sich solcher Schüler schämte.

Diese akademischen Verhältnisse, die Erbitterung über den Stumpfsinn der Collegen, mit dem sie die Jugend verkommen ließen, — die gefellige Unbrauchbarkeit der meisten Professoren, dazu anstrengende Studien, mit denen er seinen Mißmuth zu beschwichtigen suchte, wirkten nachtheilig auf des Professors Gemüth. Ein sonnenloser, regenkalter Herbst vollendete das krankhafte Unbehagen, und in der That war zu dieser Zeit das Leben in der wissenschaftlichen Stadt so schwer erträglich, daß während weniger Monate sich neun Leute verschiedener Stände den Tod gaben. Edmühl befand sich durch zunehmende Aufregung auf dem Wege der Selbstvernichtung. Nach einer langen Zeit der Schlaflosigkeit und Ueberreizung, stellte sich bei ihm eine Erschlaffung der Seelenkräfte ein, die als Vorstufe des Wahnsinns gelten konnte. Er mußte seine Vorlesungen aussetzen und sich für einige Zeit einem Arztl anvertrauen, das Professor Hofmeier, ein gewaltiger Psychiater, in derselben Stadt eingerichtet hatte. Mit dem Eintritt der guten Jahreszeit, durch den Aufenthalt in einem blühenden Garten, und besonders durch streng bewachte Seelenbiät wurde das Uebel in wenigen Monaten beseitigt; indessen verhehlte Freund Hofmeier die Besorgniß nicht, daß der melancholische Zustand des Professors bei Gelegenheit wieder eintreten, vielleicht in ein gefährlicheres Stadium vorrücken möchte.

Nun lag der Gedanke nahe, sich dem abstumpfenden Einflusse der gelehrten Stadt und ihrer Gesellschaft zu entziehen und auf einer anderen Hochschule in erfreulicherer Wirksamkeit Erfrischung zu suchen. Aber sein Gemüthszustand, natürlich von seinen Nebenbuhlern und Mitbewerbern als ein höchst bedenklicher dargestellt, trat ihm jetzt hindernd entgegen, und er mußte nach mehrfachen Versuchen auf eine Besserung seiner Lage verzichten. So blieb er denn jahraus jahrein in der kleinen verrotteten Universität, las seine Pandekten, entschloß sich kaum einmal zu einer Ferienreise und unterschied sich zuletzt nur in glücklichen Stunden von der Masse seiner Collegen, die mit ihren abgegriffenen Heften und ihrer näselnden Kathederweisheit stets bei hocherleuchtetem Verstande geblieben waren. Seine verstäubte Wissenschaft führte ihm erfrischende Quellen nicht mehr zu, und so erschöpfte sich sein Geist bis zur Unempfindlichkeit. Der akademische Verkehr wurde ihm widerwärtig, er begann sogar sein Aeußeres zu vernachlässigen und gerieth an den Whistisch des Herrn Karl Wilhelm Wechselmann. Schließlich blieb denn auch das Bedürfniß nicht aus, in Ermangelung belebenden Verkehrs mit Menschengestirnen sich durch den Geist des Weines anzuregen. . . .

Dieser Weg führte vielleicht zu einem Abgrunde, und der Geist des begabten Mannes, schon angewölkt, hätte in Verfinsternung enden können, wäre er nicht zu rechter Zeit noch von einem Lichtstrahle durchdrungen worden. — Als Ottilie zum ersten Mal in seine Nähe kam, bemerkte er sie kaum, so unscheinbar schlich die schwarze Gestalt durch das Zimmer, wo er über dem Kartentische das Gähnen unterdrückte. Sie machte ihm ihre Verbeugung, ohne daß er nur auffah, und das Blut trat ihr in die Wangen, weil sie so völlig unbeachtet blieb. Erst später, als sie in geräuschloser Geschäftigkeit ab und

zu ging, traf der Blick des Professors auf das feine Gesicht des Mädchens, und ihr gleichgiltig nachsehend, fragte er den Hausherrn ziemlich laut:

„Das ist also das unglückliche Kind, das Sie aufgenommen haben?“

„Das unglückliche Kind!“ Wie mittheilig, fast geringschätzig das Klang! Das Herz zog sich ihr zusammen bei dem Gedanken, daß sie fortan immer nur bemitleidet werden, immer nur das unglückliche Kind heißen sollte. Sie war ein Kind, ja freilich. Jener Herr mit dem verstäubten Haar und dem vernachlässigten Anzug hätte ihr Vater sein können, und doch verfehlte das Wort, das ihr jede Gemeinschaft mit den Glücklichen abzuschneiden schien.

Frau Wechselmann, ganz erfüllt von dem wohlthuenden Eindruck, den sie durch Ottilie gewonnen hatte, nahm auf des Professors Frage sogleich das Wort. Sie äußerte sich sehr gutherzig über das junge Mädchen, das durch traurige Veranlassung in ihr Haus gekommen, um hier ein guter Engel zu werden. Sie sagte nichts über die Armuth, die von ihrer neuen Hausgenossin ausging und ihrem Heimwesen das verließ, was junge Blumen einem Garten, wenn der Winter fortgeht. Die einfache Frau wurde von dergleichen zarten Empfindungen nicht leicht angefochten. Ihr genügte, daß sie ihre mütterlichen Glieder ausruhen konnte, ohne im Gange ihrer Wirthschaft etwas zu vermissen, und wer ihr den Thee untadlig bereicherte, die Küche sorgfältig wahrnahm und mit den Kindern ohne vielen Lärm fertig wurde, der besaß ihre volle Gunst.

„Sie wird einmal eine ausgezeichnete Wirthin werden“, versicherte sie, und das war die höchste Anerkennung, die sie zu spenden hatte. —

Professor Edmühl vermochte seine Blicke, nachdem sie einmal gefesselt waren, nicht gleichgiltig abzuwenden. Sein alterndes Herz, durch Weltklugheit gefeit gegen Frauenfauler, empfand doch Theilnahme für das liebrendste Wesen, das vom Schicksal als Aschenbrödel in die Welt verstoßen war. Seine Augen nahmen einen beinahe ehrfurchtsvollen Ausdruck an, sobald sie dienstfertig in seine Nähe kam. Durch die Hülle der Hausbiederheit, die ihr aufgezwungen war, gewahrte er die Armuth ihrer Natur, wie er durch das reizlose Trauerkleid doch die zierlichen Formen ahnte. Es that ihm wohl, nach einer langen Zeit einsamer Selbstsucht seine Theilnahme wieder einmal auf ein Wesen außer ihm zu richten und sich mit einem fremden Schicksal statt mit dem eigenen Wohlbehagen zu beschäftigen.

Das Spiel wurde an diesem Abende abgekürzt. Man behauptete, der Professor wäre nicht aufgelegt. Auch brach er früher als gewöhnlich auf und war zerstreut, als er sich empfahl. Ottilien machte er seine Verbeugung fast ehrerbietiger, als der Hausfrau, und Frau Wechselmann sprach mit ihrem Nasenrücken ziemlich deutlich aus, daß sie den guten Professor nicht immer für ganz taktvoll hielt. Diesen aber begleitete das Bild des unglücklichen Kindes unter die staubigen Bücherhaufen, die in seinen Gemächern, oft wochenlang unberührt, lagerten. Vor die Lampe trat das liebe Gesicht, das so mühsam lächelte, und vor das Heft, das er für die nächste Vorlesung ordnete. Es wurde nicht viel aus dem Studiren, und als er von ungefähr seinen jungergrauernden Kopf und die fahlen Wangen im Spiegel sah, strich er drüber hin, als wolle' er sich selber, wie ein Bild, fortlöschen, und flüsterte: „Unsinn.“

Dennoch besuchte er von da an das langweilige Kaufmannshaus häufiger. Aufmerksam Beobachter wollten bemerken, daß sein Anzug sorgfältiger geordnet, seine Stimmung mittheilbarer, seine Unterhaltung heiterer war. Sich Ottilien zu nähern,

suchte er keine Gelegenheit; aber seine Augen hielten sie fest, ohne daß Jemand dessen gewahr wurde. Nicht Mitleid, nicht Liebesbegehrt war es, das ihn bewegte, es war das lautere Wohlgefallen an einem feinen Menschenbilde und das Verlangen, es von den Entstellungen des Unglücks zu befreien. Er hätte ihr gerne Gutes erwiesen, hätte dem Aschenbrödel statt der Trauerkleider gerne die andren vom Baume geschüttelt, die wie Sonne, Mond und Sterne strahlten. Seine Phantasie schlug Bahnen ein, auf denen sie schon lange nicht mehr gewandelt. In Milch und Rosenwasser sollte sein Idol gebadet werden, in einem goldenen Wagen mit schneeweißem Sechsgespänn fahren, in Feengewändern prunken, sich mit Perlen und Edelsteinen panzern und in dieser märchenhaften Pracht wie in ihrem Elemente leben. Die Welt sollte staunen, was für ein glänzendes Frauenbild er aus der verdunkelnden Hülle herauslösen würde. Aber das war ja Alles nur auszuführen, wenn sie seine Frau würde, und das war unmöglich.

Unmöglich? — Warum?

War er nicht noch ein stattlicher Mann trotz einiger grauen Haare? War er nicht Professor an einer — wenn auch kleinen und unsauberen — so doch deutschen Universität? Und vermöchte ein junges Mädchen — wenn nach überstandener Trauerzeit die Lebenslust wieder in ihr Recht trat — den Genuß eines anschaulichen Vermögens zu unterschätzen? . . . Schmähl war noch nicht alt genug, um keimende Wünsche zu ersticken. Er verzängte sich allmählich bei dem Anblick und bald auch dem Verkehr mit der niedlichen Ottilie, wie man sie gewöhnlich nannte. Manche Runzel seines Angesichts glättete sich, eine Art von jugendlicher Röthe färbte in heiteren Stunden die Wangen, zunehmendes Wohlbefinden verschlechte jedes Andenken an eine Zeit der Verdüsterung, und schon vor Ablauf von Ottiliens Trauerjahr war der Professor von allen guten Eigenschaften durchdrungen, die ein Mann auf die Freie mitbringen soll.

Inzwischen führte Ottiliens eigensinnige Grille, die Trauerkleider nicht abzulegen, zu Austritten mit Frau Wechselmann.

„Wenn Fräulein Ottilie“, so äußerte sie sich gegen den Professor, „wenn Fräulein Ottilie durchaus ihr Lebelang schwarze Sachen tragen will, so mag sie zu einem Begräbniß-Unternehmer gehen; ich will nicht jede Stunde an ihr Unglück erinnert sein.“

Der Professor redete gütlich drein, merkte aber auch, daß die sonst so günstige Stellung des Mädchens erschüttert war. Ein Bruch war für Niemand wünschenswerth, am wenigsten für ihn, dem mit Ottiliens Abschied der einzige Stern seines Lebens erloschen wäre. Er entschloß sich also, auch ein Wort mit ihr zu sprechen und so zum ersten Male für ihr Bestes zu sorgen. —

\* \* \*

Ein ländliches Fest kam heran. Es sollte mit Spargeln gefeiert werden, die Herr Wechselmann aus sechs Gärten eigenhändig zusammengetragen, und eine schwer zu bewältigende Menge von Kuchen, nassen und trocknen, war hergestellt worden. Eine Anzahl reicher, vornehmer und gottesfürchtiger Leute war, aus Neigung oder Pflicht, geladen, und nach dem Kaffee sollten die Kinder — und was sich sonst zu ihnen gesellen wollte — im Walde auf einem grünen, etwas moorigen Grunde tanzen. Sollte das schwarze Kleid dabei immer noch erscheinen?

Frau Wechselmann versuchte es mit Ottilien noch einmal in Güte. Sie ließ das Harteste und Duftigste aus den Waarenlagern heraufkommen, Brillantine und Popeline,

Madapolam und Zephyr, wahre Schmetterlingsflügel an Pracht und Vergänglichkeit. Sie pries der Gepeinigten jedes Stück, hielt es ihr an die Hüfte und vergaß nicht anzudeuten, daß die Herrlichkeiten für sie keinen Preis haben sollten, erreichte aber nichts weiter, als daß Ottilie in Thränen ausbrach. Das reizte endlich Frau Wechselmann zu jener Entrüstung, die außerhalb ihres Hauswesens Niemand an ihr gesehen hat. Worte wie Eigensinn und Undankbarkeit fielen häufig, und die Verwirrung, die sie unter den Brillantines anrichtete, brachte den gewandten Verkäufer unten im Waarenlager zur Verzweiflung.

Glücklicherweise kam der Professor über die bedrohliche Scene, und nachdem er die an allen Ecken entzündete Hausfrau gelöscht, suchte er das thränenentzündende Mädchen auf, das im Nebenzimmer an einer neuen schwarzen Halskrause nestelte.

„Sie haben eine Unterredung mit der Frau vom Hause gehabt, Fräulein Ottilie“, begann der Professor theilnehmend. „Wollen Sie mir gestatten, Ihnen auch einmal einen wohlmeinenden Rath zu geben?“

„Ich weiß, Sie meinen es gut, Herr Professor“, schluchzte Ottilie. „Aber man verlangt von mir, wozu ich mich nicht überwinden kann.“

„Und warum nicht, Fräulein? Sie werden doch nicht Ihr Leblang diese bloß äußerlichen Zeichen des Unglücks an sich tragen? Kein Schmerz dauert so lange, dafür sorgt die Natur, zumal in Ihren jungen Jahren. Es ist ein Unrecht gegen uns selbst und unsre Freunde, unsren Kummer künstlich zu verlängern, Fräulein Ottilie, und es scheint fast, als wollten Sie in Ihrem Schmerze ein wenig schwelgen.“

„Es ist wahr“, antwortete Ottilie. „Unglückliche gewinnen zuletzt ihren Kummer lieb und trennen sich nicht gerne von ihm.“

„Aber Sie verschließen sich der aufrichtigen Absicht Ihrer Freunde, den Trost in Ihr Leben zurückzuführen. Ich habe Ihre Haltung in diesem Hause über ein Jahr beobachtet, Fräulein Ottilie, und ich darf wohl sagen, Sie hätten den Wünschen der Hausfrau wohl etwas mehr entgegenkommen dürfen.“

„Ich bin Allen dankbar“, sagte Ottilie, „Allen, die mich hier dulden und Nachsicht mit mir haben. Sie wissen nicht, wie sie mich foltern. Ich habe die Freiheit meiner Jugend hingegeben, hingeben müssen, um für die Reinigen zu sorgen. Gerne opfre ich zu diesem Zweck alle meine Kraft, so lange sie ausreichen will; aber daß ich auch meine innersten und werthesten Empfindungen, auf die eigentlich doch Niemand ein Recht hat, dem Belieben Anderer unterordnen soll, ja daß man mit einem gewissen Zwange darauf hinwirkt, das will mir nicht in den Sinn.“

„Sie sind erbittert, Fräulein. Sie hätten nachgeben sollen, bevor sich jene Lieblingsidee in Ihnen festsetzte.“

„Lieblingsidee!“ zürnte Ottilie. „Ahnt man denn, außer meinem Kummer, nicht die rein äußerlichen Gründe, die mich zwingen? Habe ich nicht für Mutter und Geschwister zu sorgen? Und was könnte ich für diese erübrigen, wenn ich mein unscheinbares Kleid, das der Mode kaum unterliegt, mit der modischen, stets wechselnden Tracht vertauschte? Ich weiß nur zu wohl, wie das Verlangen nach solchen Zierlichkeiten zunimmt, sobald man ihm einmal nachgegeben. Meine Mutter und meine lieben kleinen Geschwister würden meinen Leichtsinns bald empfinden müssen.“

Der Professor hatte sich in stiller Nahrung längst abgewandt, um die mittelmäßigen Kupferstiche, die an den Wänden hingen, zu betrachten. Ein so gutes Kind, und er durfte nicht sagen: „Schlage dir solche Kleinigkeiten aus dem Sinn! Wofür bin ich da?“ Er

stand ihr noch zu fern, um ihr Freundliches erweisen zu dürfen. Er mußte sich erst ein Recht dazu verschaffen, und er gelobte sich, es zu thun.

„Was Sie da gesagt haben, bestes Fräulein“, so nahm er das Wort, „das wird Ihnen Keiner ausreden wollen. Opfern Sie Ihre Kräfte immer Ihrer Familie, und der Segen wird nicht ausbleiben. Aber trauen Sie auch ein wenig auf das Bartgefühl und die hilfreichen Herzen Ihrer Freunde, die ein unglückliches Kind nicht bei sich aufnehmen, um seine Kräfte auszunutzen, sondern um es den Freuden eines thätigen Lebens wiederzugeben. Bedenken Sie nur, Ottilie, wie enttäuscht sich Ihre Freunde fühlen müssen, wenn sie nach Jahresverlauf an dem verhätschelten Liebling kaum eine Wirkung ihres Wohlwollens erkennen. Ist es nicht wahr, daß Sie es sind? Hat der Herr im Hause oder die Frau Ihnen irgend eine Liebe weniger erwiesen, als ihren eigenen Kindern?“

„Es sind vortreffliche Menschen!“ rief Ottilie unter Thränen, die ihren Widerstand milderten. „Ich habe nur Gutes von ihnen erfahren.“

„Nun, Ottilie, und Sie sollten sich nicht entschließen können, diesem Hause, das Ihrer Jugend zur zweiten Heimat geworden ist, eine Freude zu machen? Soll ich Ihnen noch sagen, daß ich selbst glücklich wäre, Sie aus Ihren schwarzen Hüllen wie ein goldenes Vögelchen hervorklüpfen und sich im Sonnenstrahle wiegen zu sehen? Es würde mir sehr wohlthun.“

Die tiefe Stimme des Mannes klang so weich und warm; in seinen Worten lag jene sanfte Gewalt eines durchgebildeten Herzens, der auch Ottilie nicht widerstand. Sie fühlte sich unter dem Banne einer edlen Persönlichkeit und es that ihr wohl, sich solcher Führung zu überlassen. Sie hatte nicht den Muth Nein zu sagen.

„Welche Antwort werde ich empfangen, Ottilie?“ erinnerte der Professor.

Sie seufzte tief. Durch ihre Seele ging es wie eine Ahnung, daß ihre Antwort von Einfluß auf Ihre Zukunft sein werde, und daß sie auf der Hut sein müsse, diese durch Hartnäckigkeit zu verderben. „Ich bringe Ihnen ein schweres Opfer, Herr Professor“, sagte sie endlich.

„Es soll Ihnen vergolten werden“, erwiderte Edmühl freudig und reichte ihr die Hand. „Sie versprechen mir, ein gutes nachgiebiges Kind zu sein, damit ich hoffen darf, Sie einst noch glücklich zu sehen.“

Sie ließ ihm die Hand und richtete einen verwunderten Blick auf den Scheidenden. Frau Wechselmann war schier außer sich, als der Professor ihr den Erfolg seiner Zwiesprache mittheilte. „Wie ist das nur möglich!“ rief sie, die Hände erhebend. „Professorchen, Sie können mehr als Unserens! Professorchen, das hat etwas zu bedeuten! Sie haben große Gewalt über junge Mädchen.“

Edmühl war betroffen. „Welche feine Witterung doch selbst die dümmsten Weiber in Liebesfachen haben!“ dachte er. Frau Wechselmann hatte das erste Wort in der zarten Angelegenheit gewagt, und es war anzunehmen, daß sie, stolz auf ihren Scharfsinn, der überraschenden Neuigkeit bald Verbreitung geben werde. So wurde der Professor, früher als er vermuthet, auf die Bahn getrieben, die er mit großer Vorsicht betreten, und die Entscheidung konnte nun nicht lange ausbleiben. —

\* \* \*

Ottilie hielt Wort. Sie erschien bei dem ländlichen Feste zum ersten Male wieder in blumigen Gewändern und ließ sich den vollen Kranz gefallen, den die Kinder ihr aus

Waldblumen wanden. Die reine Landluft, der warme Sonnenschein, der erwachende Lebensmuth trieben wieder liebliche Farben in ihre Wangen, und die dunkelblauen Augen sprühten in dem Jugendfeuer, das seit lange daraus gewichen war. Es war ein Bild voll herzugewinnender Anmuth, wie die akademische Stadt es kaum jemals gesehen, und manche der anwesenden Damen, die das Aschenbrödel mit innerer Selbstzufriedenheit bemitleidet hatten, beneideten jetzt die kleine Prinzessin, die sich aus jener entpuppt hatte.

Und wer vermochte das so unerwartet zu Stande zu bringen? Wer hatte der Welt dieses Juwel wiedergegeben?

Man begann zu schielen, zu zischeln, zu munkeln. War's möglich? Schmühl hatte das vermocht? Der alte Griesgram, der schrofne, menschen scheue Professor, der hinter Büchern und heimlichen Weinflaschen seine Welt abschloß? Er, der bisher unter den abwartenden Jungfrauen die schlanksten Hofrathstöchter keiner Aufmerksamkeit werth gehalten, er sollte nur die geringste Theilnahme für den kleinen gepuzten Badfisch empfinden? Aber seht ihn an! Ist das noch der mürrische Stubenhocker von ehedem, der Keinem ein gutes Wort gönnte? Hier sitzt er unter den lustigen Leuten am zerkerbten Brettertisch und freut sich über jede schale Bemerkung seines Freundes Wechselmann. Der alte fettige Hut, der noch vor Kurzem das Entzücken der Gassenbuben und das Ziel geistvoller Studentenwitze gewesen, ist einem strahlenden Cylinder gewichen, der etwas zu bequem über dem Hintertopfe sitzt. Das ergraue Haare an den Schläfen scheint wieder etwas dunkler, und die brillenlosen grauen Augen gehen im Kreise wie Feuerkugeln. Er spricht lebhaft und spendet mehr als eine Anekdote, die zum Lachen verpflichtet. Wunder über Wunder! Auch der Professor ist jung geworden, er zugleich mit dem blumenbekränzten Kinde, das er aus den schwarzen Floren herausgelockt. Das ist merkwürdig, das verdient gespannte Beobachtung . . .

Ja, er war ein Anderer geworden, der grundehrliche Pandektenmann. Er war mitten in der akademischen Wüstenei, wo selbst — Kameele verschmachteten, auf einen lebendigen Jungbrunnen getroffen. Er fühlte sich nach langen, kalten Jahren wieder einmal warm und behaglich, und als der Mond erschien, der bei solchen Herzenwandlungen und Seelenmysterien nun einmal nicht ausbleiben darf, da wurde ihm zu Muth, als müsse er ihn anblicken und die Verse mit einer Widmung an Ottilien drucken lassen. Wieder wie zur Zeit der ersten Becher neigten sich ihm gute Sterne, und als er die Seligkeiten dieses Tages in Schlummer versenkte, da wuchsen Rosengewinde überall aus den Felselhäuten und dem Schweinsleder und spannen sich über alle Wände und das Pult und sein Lager, und jede Rose war ein Mädchentöpfchen, eins und dasselbe, das ihm süßvertraut lächelte . . . Ottilie!

Anderß sie selbst.

Sie fand sich auf dem Heimwege fast ganz verlassen; nur zwei von den jüngeren Mädchen hingen schlaftrunken an ihren Armen. Die kleinen blauen Lichter der Johanniswürmer zogen durch die feuchten Büsche, Wachtelein riefen aus dem sprießenden Weizenfeld, und aus der zerstreut heimwandelnden Gesellschaft drang mitunter ein sicherndes Wort zu dem jungen Mädchen:

„Glaubst Du, es wäre möglich?“

„Könntest Du sie Dir als ein Paar denken?“

„Wär' es nicht gar zu komisch?“

Ottilie fröstelte unter den Schauern der Nachtkluft, und sein warmer Strom aus



dem Herzen wollte emporfluten. Sie blickte mit feuchten Augen in den matten Glanz des westlichen Himmels und erwoag die Zukunft. Die Flüsterworte der Leute bestätigten ihr die Gedanken, die seit einigen Tagen in ihr aufgestiegen; aber war nicht Alles Täuschung? Warum mußte Professor Edmühl, wenn er einem armen Kinde seine Theilnahme bewies, es sich zugleich auch näher verbinden? Sie war ferne davon, es zu glauben; ihre Persönlichkeit schien durch ihr Schicksal zu tief hinabgedrückt. Aber geseht, Edmühl verlangte ihre Hand — was sollte daraus werden? Sie schätzte in ihm den gebildeten Mann, den gütigen Freund; niemals aber hatte sie für ihn die leiseste Regung jenes Gefühls gespürt, das ein Mädchen nach ihrer Ansicht zum Ehebunde bringen mußte. Sie sah in der Verbindung des alternden Mannes mit einem eben erst aufblühenden Mädchen etwas Unpassendes, Lächerliches, wozu sie sich nicht verstehen mochte, und daß sie den äußeren Vortheil über alle andren Rücksichten setzen sollte — vor diesem Gedanken schämte sie sich. Das Bild ihrer ersten Liebe, die durch des Vaters That so plötzlich vernichtet worden, trat in glühenden Farben vor ihre Seele und sie dachte, sie könnte es nimmermehr vergessen. Wo war er hin, der blühende, jagsfrohe Jüngling, der ihr sein Wort gegeben? Dachte er noch an sie? Durste sie einen andren Mann auch nur anhören, bevor sie seine Gesinnung kannte? Hatte sie sich nicht in jener letzten Stunde ihrer heiteren Jugend ihm anverlobt, und das mit dem Herzen mehr noch als mit Worten? Was würde er thun, wenn der Professor sich um sie bemühte? Wie sollte sie ihm in der Zukunft begegnen, wenn sie ihn über einem alten, reichen Manne vergaß?

Diese und endlose andre Fragen bedrängten Ottiliens Gemüth, und ihr Köpfchen, rathlos, wie nun einmal diese deutschen Mädchenköpfe sind, fand keine Antwort auf irgend eine.

\* \* \*

Schon am frühen Morgen begann die Beunruhigung durch die Leute. Studiosus Ernst, der hurschenschaftliche Bruder, hielt Nachfrage, und nachdem er ihr einige Thaler abgeschmeichelt, fragte er unter Augenzwinkern: „Nun, Ottilie, wie steht's mit der Frau Professorin?“

„Du bist ein Narr,“ antwortete die Schwester unwillig.

„Was denn? Ich hörte für gewiß, daß Professor Edmühl —“

„Verschone mich mit solchem Stadtklatsch.“

„Warum so empfindlich? Edmühl zum Schwager, das wär' wie's große Loos. Fideles Haus und hat unmenschlich viel Moos. Man wüßte doch wieder einmal, wo man pumpen soll.“

„Ich mag solche Reden nicht hören, Ernst. Schäme Dich und geh mir aus den Augen.“

„Und Du selbst,“ fuhr der lustige Bruder fort: „Einnähen kannst Du Dich in Dukaten; wie eine Prinzessin kannst Du leben, und so kommt es meiner hübschen Schwester zu.“

„Och, Du Taugenichts.“

„Aber Ottilie, auf Deiner Hochzeit bekneip' ich mich, wie noch nie.“

Sie schob den hurschenschaftler hinaus und marterte sich mit dem Gedanken, daß sich nun schon die ganze Stadt mit ihrer kleinen Person beschäftigte.

Bald darauf kam denn auch Frau Kirchenrätthin Aurelie Gottgetreu, die anhängliche

Gattin und vorsorgliche Mutter, deren Tochter Angelica daheim in Thränen schwamm, denn sie selbst hatte auf den Professor gerechnet, und als sie nun von Frau Wechselmann es bestätigen hörte, wie liebenswürdig der Professor gegen Ottilie gewesen sei, wie Ueber- raschendes manche wohlverständlichen Anzeichen vorausverkündigt hätten, da war die Kirchenrätthin Feuer und Flamme und eiferte in einer langen Rede gegen die Möglichkeit einer solchen Verbindung. Sie, die Ottilien einst mit der Zuversicht getröstet hatte, daß Gott der Herr ihre Demuth und Aufopferung einst noch mit großem Glücke belohnen werde, und die das gute Kind allabendlich in ihr gottgefälliges Gebet einschloß, kannte jetzt nichts Wichtigeres, als gegen Ottiliens Glück zu wirken. Von allen Seiten sollten dem Professor Vorstellungen und Warnungen zukommen, um ihm die Sache zu verleiden. Sie sprang mit jugendlicher Hurligkeit von einem Haus ins andere, um ihre Absicht ins Werk zu setzen.

„Lieber Spitzfinder, haben Sie schon gehört?“

„Bester Drücker, können Sie nichts dagegen thun?“

„Verehrtester Hofrath Drescher, Sie sind ja einer seiner vertrautesten Freunde —“

Halt! Da ist ja noch jener vielgenannte Seelenkundige, Professor Hofmeier, in dessen Asyl Edmühl die Zeit seiner Gemüthskrankheit zugebracht. Keiner ist ihm vertrauter, Keiner kennt so genau die Mysterien seines Gemüthes, wie dieser berühmte Irrenarzt. Er ist der rechte Mann, Edmühl zur Vernunft zu bringen . . . Natürlich fand die Kirchenrätthin auch das Haus Hofmeier bereits unterrichtet.

„Ich habe davon gehört,“ sagte der Professor, „aber ist es denn auch wahr, verehrte Kirchenrätthin? Ich glaube nicht daran. Höchstens könnte es ein vorübergehender Gedanke sein, eine Aufwallung, die bei seinem Gemüthszustande schnell verschäumen wird.“

„Ich weiß was ich weiß,“ eiferte die ehrwürdige Kurelie. „Er hat sich zu sonderbar verändert. Es ist ja, als hätte er einen Hezentrauf genommen.“

„Es könnte ja nie etwas daraus werden,“ warf der Professor hin, dem man einige Rücksichtslosigkeit in Betreff fremder Geheimnisse vorwarf.

Die Kirchenrätthin horchte auf, und ihr rundes, altbadenes Gesicht lächelte wie ein Raimorgen. In ihrem Entzücken schnellte sie sich in den Polstern auf und ab und rief: „Ach Professor, das ist das erste vernünftige Wort, das ich darüber höre. Sie kennen die Familienverhältnisse des Mädchens —?“

„Die sind mir gleichgiltig. Es gibt andre Gründe, welche die Heirat fast unmöglich machen.“

„Und welche sind das?“ fragte die Kirchenrätthin, aufdringlich vor Eifer.

„Das ist das Geheimniß des Arztes,“ so wich der verschwiegene Professor aus, und die verblüffte Kirchenrätthin mochte nun ihr Gehirn mit dem Räthsel martern. —

\* \* \*

Mittlerweise wurden die Beziehungen Edmühl's zu Ottilien so unbefangen besprochen, daß Niemand mehr daran zweifelte. Edmühl that nichts, um die Gerüchte zu widerlegen; denn allerdings war es sein Vorfaß, Ottilien, wenn sie einwilligte, zu der Seinigen zu machen. Seit sie dem Leben wieder mit einigem Muth und wachsender Hoffnung angehörte, wirkte ihr jugendlicher Reiz noch mächtiger als früher auf das verbunkelte Gemüth des Mannes, und er war glücklich, außer seinen Bandekten noch einen andren Lebenszweck zu finden. Sein gemüthvolles Benehmen gegen Ottilien bewies ihr

bald, daß sie dem Professor werth war; doch übereilte dieser keinen seiner Schritte, und durch täglichen Verkehr mit Ottilien beglückt und erheitert, ließ er seinen Plan in herbster Besonnenheit reifen. Endlich aber kam auch der Tag, da er feierlich bei Frau Wechselmann eintrat und ihr nach einer verzögernden Vorrede eröffnete, daß er die Absicht habe, Ottilien zu seiner Frau zu machen.

„Sie kennen das Fräulein,“ fuhr er fort. „Sie werden mir mit gewohnter Aufmerksamkeit sagen, ob Sie Ottilien geneigt glauben, mir die Hand zu reichen. In diesem Falle wäre es mir erwünscht, wenn Sie dieselbe auf meine Bewerbung vorbereiteten. Im andren Falle aber will ich mich ruhig zurückziehen und verzichte auf jede Vermittlung.“

Frau Wechselmann, seelenvergnügt, von einem wirklichen und wahrhaftigen Professor zum Beistand in Liebesfachen aufgerufen zu sein, dankte ihm entzückt für sein Vertrauen.

„Sie müssen aber nicht glauben,“ lachte Sie dann, „daß Sie mich mit einer ungeahnten Neuigkeit überraschen. Ich habe Ihre wachsende Reigung für Ottilien längst beobachtet, und ich hätte den Tag voraussagen mögen, an dem Sie mit der Sprache herauskommen würden.“

„Nun also, wie denken Sie darüber?“

„Ich kann nur versichern, lieber Professor, daß ich mich über Ihren Entschluß freue, um Ihre Willen wie wegen des guten Kindes. Eine schwärmerische Liebe werden Sie selbst nicht erwarten. Ich weiß auch, daß Sie mehr das Glück des Mädchens als Ihr eigenes im Auge haben, und bin überzeugt, daß Ottilie diesen edlen Antriebe würdigt. Warum sollte sie Ihnen nicht die Hand reichen? Ihr Herz ist frei —“

„Wissen Sie das bestimmt, beste Freundin?“

„Ich habe keinen Grund, das Gegentheil anzunehmen,“ antwortete Frau Wechselmann mit Entschiedenheit. „Sie hat nie eine Aeußerung gethan, die es vermuthen ließe, und von den gewöhnlichen Anzeichen eines verliebten Herzens habe ich keins bemerkt.“

„Sonst würde ich es für eine Verfündigung halten, mich in ihr Leben zu drängen.“

„So kenne ich Sie, Professor. Nun, ich bin sicher, von dieser Seite gibt es kein Bedenken. Ich will mit Ottilien sprechen.“ —

Das geschah denn auch, sobald der Professor die Thür geschlossen.

„Liebste beste Ottilie!“ rief Frau Wechselmann in deren Zimmer hinein. „Endlich habe ich Ihnen etwas anzukündigen, was ich längst kommen sah. Nun, was werden Sie denn so purpurroth? Sie werden doch wohl auch eine Ahnung davon haben, Sie glücklicher kleiner Schelm? Professor Edmühl wirbt um Ihre Hand.“

„Also doch!“ seufzte Ottilie und hält die Augen mit der Hand.

„Nun? Soll ich Ihnen den Professor anpreisen?“ fuhr Frau Wechselmann fort. „Sie werden sich wohl selbst sagen, was man zu seiner Empfehlung anführen könnte. Er ist ein angesehenener Gelehrter, ein wenig Sonderling, es ist wahr; aber ich denke, das liegt nur in dem Junggesellenleben, und ein reizendes Geschöpfchen wie Sie, wird ihn schon zur Vernunft bringen. Sie werden ihn glücklich machen, Ottilie, er bedarf es, und damit werden Sie die Vortheile, welche ihnen die Verbindung zuführen wird, reichlich aufwiegen. Darüber ist weiter nicht zu reden.“

„Sie wissen wohl, meine mütterliche Freundin,“ antwortete Ottilie, „daß ein armes

Mädchen wie ich den ersten Antrag eines Mannes wie Professor Edmühl nicht leicht nimmt. Man verlangt gewiß von mir keine augenblickliche Entscheidung. Ich will mit mir zu Rathe gehen. In einigen Tagen —“

„Nun freilich!“ rief die Hausmutter. „Bedenkzeit muß sein, hab' ich auch gehabt.“

Sie küßte Ottilien und überließ sie ihren Betrachtungen. —

Wozu hatte nun Ottilie ihre Bedenkzeit? Konnte ein Zweifel walten, daß sie ihre Hand dem Bewerber reichen würde? Hatten ihre Selbstprüfungen sie nicht längst zu diesem Ergebniß geführt? Sie war es den Ihrigen, sie war es sich selber schuldig. Richard Hagedorn hatte seit ihres Vaters Bestattung kein Lebenszeichen gegeben; das Unglück hatte wohl das kaum geknüpfte Band für immer zerrissen, und Ottilie durfte keinen Versuch machen, es wieder zu vereinigen. Auch wäre es unreif, unvernünftig gewesen, verblaßte Empfindungen ins Leben zu rufen und sie über die Forderungen der Wirklichkeit zu stellen. Zwar hätte sie Richard gerne noch einmal gesprochen; aber wie war das anzufangen, wenn sie ihn nicht selbst herbeirufen wollte? Und zu welchem andren Ende hätte es auch führen können, als zu jenem ganz gewöhnlichen, daß die erste Liebe selten mit der Myrthe bekränzt wird?

So gingen die Erinnerungen, die Bedenken, die Thränen vorüber, und Ottilie willigte ein, dem Professor die Hand zu reichen. Sofort ließ Frau Wechselmann ihn rufen, er erklärte sich Ottilien, verhielt ihr, sie so glücklich zu machen, wie Menschenloos es zuließe, und empfing mit seiner Verlobten die Glückwünsche der Besucher, die, anscheinend durch die Witterung des Ereignisses herbeigezogen, gegen Abend in großer Anzahl erschienen. Am folgenden Morgen waren Stadt und Umgegend, auch ohne Karten, von der vollendeten Thatsache unterrichtet.

\* \* \*

Wiederum flogen die Mütter zu den Müttern, um sich zu verständigen, und es kam zu einem fast allgemeinen Abkommen, das Paar, sobald man die ersten pflichtmäßigen Höflichkeiten hinter sich habe, durch Nichtbeachtung aus der Gesellschaft zu entfernen.

„Was sagen Sie nun?“ eiferte Frau Kirchenrätthin Gottgetreu gegen Professor Hofmeier, den Seelenarzt. „Sie sagten einmal, daß die Verbindung unmöglich wäre, daß ein geheimer Grund dagegen wirkte — da haben Sie es nun. Professor Edmühl scheint keinen geheimen Grund zu haben, von der beabsichtigten Heirat abzustehen.“

„Ich gestehe,“ sagte Hofmeier sehr ernst, „daß ich einen Fehler gemacht habe. Ich hätte früher mit Edmühl sprechen sollen. Aber ich nahm Anstand, mich in sein Vertrauen zu drängen und einen sehr peinlichen Punkt zu berühren. Jetzt ist es fast zu spät; indessen erfordert meine Pflicht allerdings, daß ich noch einen Versuch mache.“

Mit einer fast ängstlichen Hast entzog sich Professor Hofmeier den ungeduldigen Fragen der Kirchenrätthin und suchte Freund Edmühl auf. Er fand ihn vergnügt über Risten voll prachtvoller frischer Blumen, die eben mit der Post angelangt waren, und eifrig beschäftigt, sie in Mooskörbe zu bringen. Und dieses neuerstandene Glück, dieses Bräutigamsentzücken kam er zu stören, kam, um eine bloße Meinung, eine verhängnißvolle Hypothese hinzuzulüftern, die alle Hoffnungen wie ein kurzer Gifthauch vernichten mußte. Aber er konnte nicht anders, er mußte als vertrauter Freund, als gewissenhafter Arzt handeln, und mehr als Alles trieb ihn seine akademische Unwissenheit.

„Sie haben aber Muth,“ begann er, angeblich scherzend. „Als Mann in gesetzten

Jahren es noch mit einer kaum erblühten Jungfrau aufzunehmen — alle Achtung vor dieser jugendlichen Zuversicht!“

„Nun also, bester Hofmeier, Sie sehen, was aus einem juristischen Petrefacten, wie ich, noch werden kann, wenn die rechte schmeibigende Salbe kommt. Und nun warten Sie ruhig die Hochzeit ab und stellen Sie vorläufig diesem Madeira die Diagnose.“

Sie setzten sich zur Flasche. Hofmeier räusperte sich, bevor er den Wein pries, fügte aber hinzu: „Ich fürchte, er ist für Sie zu schwer.“

„Ich trinke ihn selten.“

„Wenn auch. Eine einzige Aufregung, sei es durch Wein oder sonst, kann Sie in jenen Zustand zurückführen, den Sie hoffentlich überwunden haben.“

„Das wäre mir ein Leben, in dem man sich vor jedem feurigen Tropfen hüten müßte!“

„Und doch sein Sie auf der Hut. Ich spreche als Arzt. Sie vertragen wenig Alkohol. Es ist das eine Eigenschaft der Individuen, die unter dem Einfluß erblicher Geistesstörung stehen.“

Edmühl wurde aufmerksam.

„Unter dem Einfluß erblicher Geistesstörung?“ fragte er bestürzt.

„Ja, lieber Edmühl, es ist ein ernstes Wort, und ich spreche zu Ihnen als Arzt und als Freund. Sie haben mir anvertraut, daß Fälle von Geistesstörungen in Ihrer Familie vorgekommen sind.“

„Das ist richtig. Gerade die genialsten Männer aus meiner Familie wurden zeitweise davon heimgeführt.“

„Da haben Sie's. Genie ist ein abnormer Geisteszustand. Man nennt ja die großen Denker und Dichter wohl auch wahnsinnig. In der That, Genialität ist Wahnsinn, und es gibt hinlänglich Beispiele, daß sie in vollendeten Wahnsinn ausbrach. Dieser vererbt sich ebenso wie andere geistige Anlagen.“

„Mein Vater war frei von jenem Verhängniß; aber mein Großvater unterlag ihm völlig.“

„Da hätten wir eine latente Vererbung, wenn Ihr Vater nicht etwa, wie ich dennoch überzeugt bin, mit krankhaften Dispositionen behaftet war, die sich nur unter günstigeren Umständen nicht gefährlich fortentwickelten.“

„Mein Vater war ein Hypochonder,“ sagte Edmühl mit wachsender Unruhe. „Andere Zeichen von geistiger Verstimmung wurden bei ihm nie wahrgenommen.“

„Hypochondrie — da sehen Sie es wieder. Es ist status nervosus, nervöse Rachezie, es ist eine leichtere Form des Wahnsinns.“

„Und Sie behaupten, daß dieser Zustand sich bei mir fortentwickelt hat?“

„Was ist natürlicher?“

„Und daß meine Kinder —“

„Eben so gewiß der Heredität unterliegen werden,“ seufzte Professor Hofmeier achselzuckend. Hier kommen wir auf einen Punkt, den ich mir vorgenommen habe, ernstlich mit Ihnen zu besprechen.“

„Sie wollen mir die Ehe widerrathen!“ rief Edmühl in großer Erregung.

„Ich mußte den Muth gewinnen, Sie auf die verhängnißvollen Folgen vorzubereiten. Aufrichtig, lieber Freund, ich war bestrebt, wie Sie sich zu einer solchen

Heirath entschließen konnten. Abgesehen von der gesellschaftlichen Stellung des Fräuleins —“

„Vorurtheile!“ rief Edmühl abweisend.

„Zugegeben. Ich sehe davon auch ab. Im Grunde darf ich die Sache lediglich als Arzt beurtheilen. Ich hoffe, Sie werden meine gute Absicht nicht verkennen.“

„Durchaus nicht, bester Hofmeister, durchaus nicht. Aber in diesem Augenblicke könnt' ich von Sinnen kommen.“

„Sein Sie ruhig, Freund, sein Sie gelassen. Sie hatten nicht alle Factoren Ihrer Berechnung beisammen, als Sie sich zu einem Ehebunde entschlossen, und ich bedaure, daß Sie mich nicht vor dem ersten Schritte mit Ihrem Vertrauen beehrt haben. Man sollte keine Ehe schließen, ohne den Arzt, zumal wenn unsre Vergangenheit bereits eine Warnung enthält. Ich habe Sie während Ihres Aufenthaltes in meinem Asyl hinreichend beobachtet, um mit Sicherheit zu urtheilen. Uebrigens gestehe ich Ihnen jetzt, daß ich die Stigmata hereditatis an Ihnen schon lange vor Ihrer Krankheit wahrgenommen habe, ohne damals Ihre Familie zu kennen.“

Edmühl athmete auf, wie von einem Trostgrunde erleichtert. „Ich denke, das ist wieder einmal eine Hypothese.“

„Sie hat sich in grauenerregendem Umfange bestätigt. Der Wahnsinn erbt sich mit einer Sicherheit fort, welche die Menschheit zu vernichten droht, und zahlreiche Mißbildungen im Staate, in der Familie, im Volkleben, welche mit den Grundzügen der menschlichen Vernunft im Widerspruch stehen, sind eben nur durch jenen Umstand zu erklären: Der Wahnsinn herrscht wie ein Tzar über die Welt. Die Menschheit wird allmählig blödsünnig, wie die Erde nach einer gewissen Theorie allmählig erkaltet. Wir sehen ganze Familien darüber zu Grunde gehen, und namentlich hat der Adel gegen diesen Dämon zu kämpfen. Dabei ist die Vererbung in seltenen Fällen lediglich conservativ, gewöhnlich ist sie progressiv. Die Degenerescenzen wachsen in der Vererbung und führen zum Untergange der Geschlechter. Hier und da compensiren sich krankhafte Dispositionen des einen Theils mit den gesunden des anderen und verlieren sich, vielleicht auf immer. Bei convergirenden Factoren dagegen, wie sie sich vorwiegend zusammenfinden, beobachtet man eine gefährliche Fortentwicklung.“

Edmühl ging während dieser Vorlesung rathlos auf und nieder. Hofmeister unterbrach sich mit einem vollen Glase und fuhr fort:

„Es ist eine ebenso merkwürdige wie betrübende Beobachtung für den Seelenheilkundigen, durch die ganze Gesellschaft hindurch auf Schritt und Tritt die Stigmata hereditatis zu finden. Der Laie glaubt in der Regel ein geistig ganz normales Individuum vor sich zu haben, das er allenfalls originell oder eigenthümlich nennt. Dem Psychiater aber erscheinen gerade in den Aeußerungen solcher Originalität jene Neuropathien und Psychosen, Reime von Melancholien, Manien und Monomanien bis zur Dementia, Reime, die in künftigen Geschlechtern zur Entwicklung gelangen müssen. Und das quirlt und wirbelt mit seinen Hypochondrien und Hysterien und Epilepsien durch einander wie ein Volk von Verdammten. Ein scharfblickender Arzt wandelt in einer Hölle.“

„Das glaub' ich. Und welches Stigma, wenn ich es wissen darf, wollen Sie an mir bemerkt haben?“ fragte Edmühl erbittert.

Nach einem neuen Glase antwortete der Psychiater: „Wenn Sie mich fragen, so sollen Sie es erfahren. Ich fand bei Ihnen eine gewisse Mißbildung des Schädels, hier

gegen die beiden Schläfe hin, dabei eine Asymmetrie des Gesichts, die sich bis auf die etwas verbildete Ohrmuschel ausdehnt. Auch haben Ihre Augen etwas Eigenthümliches, und in Ihrer Gemüthsrichtung und Lebensart liegt, wie Sie selbst zugeben werden, Manches, was jene stigmata bestätigt. Dazu kommt, wie ich vorhin schon andeutete, ein Anflug von chronischem Alkoholismus — lieber Freund, das sind Dinge, die dem Laien kaum bemerkbar sind; der Arzt aber trägt Cassandra's Schergabe mit demselben Schicksal, wie diese Prophetin.“

„Kurz und gut,“ antwortete Edmühl auf diese Auseinandersetzung, die durch den vortrefflichen Erreger ziemlich beredt und rücksichtslos geworden war: „Kurz und gut, ich soll verstehen, daß ich am besten thäte, die Heirath aufzugeben, weil sie für die Nachkommen verhängnißvoll ist.“

„Sowie für Sie, nur in höherem Maße, lieber Edmühl. Ich warne Sie als erfahrener Praktiker, und würde als Ihr aufrichtiger Freund schmerzlich bedauern, wenn Ihnen das Glück der Ehe durch eine epileptische oder psychopathische Nachkommenschaft zerstört würde.“

„Herrliche Ansichten!“ lachte Edmühl bitter. „Ein höchst verlockendes Glück!“

„Es ist Ihr Schicksal, lieber Edmühl, und nicht eins der schwersten, denk' ich. Sie sind von Ihrer vorübergehenden Psychose hergestellt, ich hoffe für immer, wenn Sie Alles vermeiden, was Sie reizt und aufregt. Sie haben eine angesehene Stellung und einen Beruf, der Sie nicht nothwendig abspannt oder überspannt. Es gebietet Ihnen an nichts, um ein behagliches Leben zu führen und störende Stimmungen zu vermeiden. Warum wollen Sie nun die Aufregungen des Ehestandes vorziehen und sich aus eigener Macht, durch Mittel, die Sie erspriechlicher anwenden könnten, ein Schicksal bereiten, das ein kundiger Freund gerne von Ihnen abwenden möchte? Ueberlegen Sie die Sache, lieber Edmühl, und sehen Sie nicht so aschgrau und niedergeschlagen aus. Adieu. Ich habe meine Pflicht gethan. Ich muß in die Klinik.“

\* \* \*

Edmühl blieb in tiefer Erschütterung zurück. Seine Hoffnung auf ein heiteres Alter, das ihn für seine düsteren Mannesjahre entschädigen sollte, der Gedanke, ein liebliches Weib zu pflegen und zu schmücken, sich in klärenden Kindern verjüngt zu sehen, und so fortzuleben noch mit weißem Haar bis an die ruhige Gruft — diese ganze Herrlichkeit, geschaffen aus einem selbstlosen, ehrlichen Herzen, war vor den Warnungen eines harten Freundes zerstoßen, dem er nicht einmal zürnen durfte. Professor Hofmeier galt für einen zuverlässigen und erfahrenen Seelenarzt, dessen Autorität man sich nicht ausreden durfte. Schon quälte seine Phantasie den Unglücklichen mit einem Schwarme von kleinen blöde blickenden, epileptischen Unholden, unter ihnen verzweifelt sein armes, zerstörtes Weib. Die Verbindung mit ihr war also ein sicherer Weg, sie zu verderben; statt, wie er doch ernstlich strebte, ihr Glück zu schaffen.

Was soll er thun? Das Verlöbniß lösen? Damit wäre der leichtfertige Graukopf dem Urtheil der Leute verfallen, und das geliebte Mädchen ihrem Spott und ihrer Schadenfreude ausgeliefert. Auch hätte Ottilie ihre Stellung sofort verlassen, um den Zeugen ihres schmähhchen Vooses zu entgehen, und hätte sich fernerhin elend, därftig, eine Diene, durch das Leben geschlichen.

Nein, er kann sich nicht mehr von ihr trennen; auch gibt es bessere Auskunft: —

Seine Ehe muß ohne Kinderseggen bleiben, und er darf ein Weib nur durch das Recht und die religiöse Weihe besitzen.

Dann aber: — Wie soll Ottilie zu einem solchen Ehebunde gewonnen werden? Ist sie vor der Hochzeit in das Geheimniß zu ziehen? Oder erst nachher? Dann wird sie sich überlistet glauben, und das gibt Mißstimmung für alle Zukunft. —

Solche Erwägungen peinigten den waderen Bräutigam und verbitterten ihm jede Stunde, die er mit Ottilien zubrachte. Dabei wurde sie ihm täglich lieber. Die würdevolle Bescheidenheit, die anmuthige Zurückhaltung, die dankbare Ergebenheit verliehen ihrem bräutlichen Benehmen einen viel höheren Reiz und Werth, als die gewöhnliche Verliebtheit und Tändelei. Seine Reigung fesselte ihn immer enger an Ottilien, und er gewann die Ueberzeugung, daß er es in seiner eigenthümlichen Lage mit dieser mehr pflichtmäßigen als liebevollen Natur wagen dürfe.

Nach wochenlangen Kämpfen und Selbstpeinigungen stand es denn endlich fest: Ottilie wurde sein angetrautes Weib, die Theilnehmerin an seinem Leben, seiner Stellung und seinem Wohlstande, und was von Bitterkeiten sich zu diesen Glücksgaben mischte, das sollte ihr tropfenweise, unter tausend Beweisen der Werthhaltung, der Fürsorge und Opferbereitschaft beigebracht werden. —

Professor Hofmeier war sehr verwundert, daß die furchtbare Warnung der Wissenschaft aus seinem Munde Freund Edmühl nicht sofort zur Auflösung des Verlöbnißes trieb. Die Eitelkeit des tüchtigen Mannes litt so empfindlich, daß er, was ihm sonst kaum begegnete, von seinem medicinischen Standpunkte zum moralischen aufstieg. Er erklärte es schlechthin für unftilich, eine Ehe unter den von ihm offenbarten Aussichten zu schließen, und stand nicht an, dem Professor das ziemlich unverblümt auszusprechen. Dieser lachte ihn gutlaunig aus und erwiderte nur:

„Sie müssen es Jedem überlassen auch in der Ehe nach seiner Façon selig zu werden.“

Er erkannte wohl, daß der Mediciner keine Ahnung hatte, wie in wahrhaft durchgebildeten Männerseelen bei richtiger Geseigntheit Kräfte bereit sind, gegen welche das Element, das durch Recht und Geseß ungebändigt bleibt, nicht mehr aufzukommen vermag. —

\* \* \*

So genoß denn die Stadt das Schauspiel und Kirchenrätthin Gottgetreu die Marter, daß an einem hellen Herbsttage Professor Edmühl, der vielbegehrte Versorger, mit einem unbedeutenden Mädchen von fragwürdiger Stellung, das nichts als ein leidliches Lärwchen besaß, zur Kirche fuhr. Es war eine der prächtigsten Hochzeiten, über welche jemals zwei Weiber von dreierlei Meinung gewesen sind. Die sämmtlichen vier schäbigen Festarossen der Stadt waren aufgeboden, um die Gäste zusammen zu schaffen. Man drängte sich auf den Gassen und auf den Quadern der Kirchentreppe. Die arme Ottilie wurde begafft, als müßte sie, „die schon so viel durchgemacht“, ganz anders aussehen, als eine gewöhnliche Braut. Und in der That, die weiße Seide floß in solcher Fülle von den zierlichen Hüften, daß der Schwall noch die Stufen bespülte, als die Braut schon im Portale verschwand. Der Brautkranz stand wie ein Diadem, und vor Allem das Geschmeide funkelte im Sonnenslichte stolz wie vom Halse eines Königskindes.



Und wer noch etwas Schöneres sehen wollte, der blickte wohl nach den dunkelblauen Augen, die über dem ersten, Schleierumwallten Antlitz flimmerten, wie zwei Sterne über der Mitternacht.

Unmittelbar vom Heiligthum ging es in den Gasthof. Leider! Denn in der Heimath gab es nur eine schmale Stube und Kammer für die Wittve und so viel Kinder, als noch an ihrem Rod hingen. Die verhärmte Mutter war Gast, nicht Gastgeberin, bei ihres Kindes Vermählung, und die zweite Tochter, ein blißflinkes Mädel mit verlegenden schwarzen Augen, kannte jenen Volksglauben sehr wohl, daß sich auf jeder Hochzeit eine zweite anspinn. Auch die andern Geschwister waren alle zusammen da, und alle hatten sie schöne neu: Kleider, die nicht von der Mutter beschafft waren.

Die Mehrzahl der Gäste waren Fradträger, viele Studenten natürlich, auch einige Offiziere, gewaltige Tänzer. Langes Haar und langes Kleid war auffallend in der Minderheit; denn die Frauen mehrerer Professoren, die mit Edmühl befreundet waren, hatten sich nebst ihren Töchtern entschuldigt und nur aus nothgedrungener Höflichkeit ihre Männer allein hingeschickt. So kamen denn auf eine Tänzerin fast drei Tänzer, und durch diesen Umstand wurde die Lustbarkeit etwas zu lebhaft. Edmühl selbst erschien in jugendlicher Frische, als hätte er nie Pandekten gelesen, und führte seine jungen Gemahlin im Tanze mit einer Sicherheit, die manchen linksichen Studenten beschämte. Wie eine Flamme war es in dieser juristischen Aschenurne angefaßt, und wo immer Glut hervorsprühen konnte, sprühte sie jetzt.

Der Zauber der jungen Frau wäre auch in der That mächtig genug gewesen, um sterbende Greise zu elektrifiziren. Unter dem schimmernden Schnee des Brautgewandes und unter der kühlen Myrthe von Tanz zu Tanze knospte es immer üppiger, wärmer, rofiger. Heute erst, unter den huldigenden Gästen, in dem Glanz und der Fülle, die ihr zu Ehren entfaltet waren, kam ihr das Bewußtsein des gewonnenen Glückes, kam der Stolz, von einem hervorragenden Manne bevorzugt zu sein. Vorüber Dienbarkeit und Demüthigung; alle jugendlichen Kräfte und Bluten brachen hervor, um sich ins volle Leben zu ergießen. Sie schien erst jetzt zu voller Schönheit aufgeblüht, und Edmühl, von dessen Seite sie oft zum Tanze fortgenommen wurde, folgte ihren feurigen Bewegungen mit ängstlichem Entzücken. Er hatte dieses schöne Bild neu geschaffen, er hatte es aus seiner Unscheinbarkeit in volles Licht gezogen, und es sollte doch mehr der Welt angehören, als ihm, den Schöpfer. Im wirbelnden Reigen sah er sie fortgerissen, und es war ihm, als hätte er sie schon verloren.

Aber er sah sie glücklich, das war ihm genug. Um keinen Preis hätte er ihr zuzufüstern mögen: „Du tanzest zu viel, Ottilie.“ Er ließ sie ungestört in ihrem harmlosen Freudentaumel und nahm sich vor, daß es auch in Zukunft so bleiben sollte. —

Fünzig Schritt war es vom Gasthose bis zu der geräumigen Wohnung, die der Professor mit Geschmack und Aufwand eingerichtet hatte. Die schwere Hauptkarosse der Stadt, von Bedienung umringt, mit Shawls und Mänteln gestopft, harrte draußen, um das herzklappende Kleinod fünfzig Schritte weit heimzuführen. Zwei berbe Mägde, in weiße Schürzen gewickelt, standen an der Thür und grinzten vergnüglich. Ottilie war Hausfrau, war Gebieterin. Am Arme ihres Gemahls durchschritt sie die erleuchteten Gemächer, und hatte nicht Blicke genug zu sehen, nicht Worte genug zu bewundern. Die hübschen Geräthe, die erlesenen Bilder, Teppiche und Lampen — es schimmerte alles so lockend im Reize des Eigenthums, und das Gefühl, vor vielen Andren beglückt und ge-

segnet zu sein, ließ sie in Dankbarkeit überwallen gegen den Gemahl, der seinen Liebling in dieses hübsche Heimwesen geborgen hatte.

„Hier wirst Du nun Herrin sein,“ sagte Edmühl. „Ich hoffe, daß Du in dieser Umgebung hinlänglich Freuden finden wirst, um auf manche andre, die vielleicht ausbleibt, unschwer zu verzichten. Du weißt, wie eifrig ich mich bemühe, Dich glücklich zu machen, und ich hoffe, daß Du nie daran zweifeln wirst.“

Die Worte klangen so bedeutungsvoll, daß die junge Frau etwas betroffen aussah.

„Wie sollte mir an Deiner Seite eine Freude verloren gehen?“ so klang das liebe-liche gedankenarme Echo, „und wie könnte ich jemals an Deinem Willen zweifeln, mich glücklich zu machen! Bleib doch Deiner Güte kaum noch etwas hinzuzufügen! Ich weiß, was ich meinem Gemahl zu danken habe, und ich will zusehen, wie ich ihm vergelten kann.“

Sie hatten ihre Behausung durchwandert und standen vor dem schweren Vorhang einer geschlossenen Thür. Ottilie lehnte sich an die Schulter ihres Gemahls. Er fühlte ihr Herz klopfen und zog sie zitternd an sich. Auf die Stirn küßte er sein liebliches Weib.

„Gute Nacht, Ottilie,“ sagte er dann.

Etwas betroffen ließ sie von ihm ab.

„Gute Nacht,“ gab sie zurück, und als Edmühl sich unter der Thür zurückwandte, eilte sie ihm hastig nach. „Du bist so bleich, Lieber. Bist Du auch wohl?“

Er wehrte ihr nur mit Kopfschütteln und entfernte sich.

Befremdet und unentschlossen zögerte Ottilie in dem behaglichen Raume, der eigens für die Hausfrau ausgestattet war. Der Schreibtisch, die kleine goldblinkende Bäckerei, die hellen blumigen Polster, das war alles so traulich und behaglich — sie hätte es selbst nicht besser nach ihrem Sinne einrichten können. Sie erkannte, wie sorgfältig ihr Gemahl bei der Auswahl und Anordnung zu Werke gegangen, und wie liebevoll er ihrer Reigungen und Wünsche gedacht hatte, und doch erschien er jetzt so kühl, fast abweisend. —

Ihr Mädchen kam, um nach ihren Befehlen zu fragen und geleitete sie in ihr Schlafzimmer, bei dessen Anblick Ottilie ein freudiges Ach! nicht unterdrückte. Gemach und Lager waren rosenroth und lilienweiß verschleiert, hohe Spiegel strahlten die bräutliche Gestalt zurück, und eine zierliche Ampel durchglühte das Ganze mit kräftigem rothen Lichte.

Hier muß es sich wonnig ruhen, so dachte die vermählte Braut. Aber wo blieb der Schlummer, den sie ersuchte? Brannte die Ampel zu hell? Glühte ihr rother Schein zu sehr?

Sie schlug die Glocke für ihre Bedienung an und ließ die Flamme löschen. Ein kalter Mondstrahl überschlich ihr schneeiges Lager. Kein Schlummer kam; sie mußte die Schläge ihres Herzens zählen und gegen ihre Gedanken kämpfen. Sie lauschte auf ein Geräusch, das oft wiederkehrte und lange nicht zu erklären war. Es drang aus dem Arbeitszimmer ihres Gemahls, der mit seinen großen Büchern rauschte. In ihm brannte es wie Fegefeuer, aber er warf Staub darüber.

\* \* \*

Am Morgen fanden sie sich mit verlegenen Miene, wie mit bösem Gewissen, über den feinen Schalen und Gläsern, in denen die Morgensonne blühte, und prüften einander mit unsicheren Blicken. Ottilie, in geschmackvollem Morgenkleide, sah wieder einmal zum

Küssen aus. Sie wollte hübsch sein, und ihre Spiegel hatten ihr versichert, daß sie es war. Sie wollte ihrem Manne gefallen, und dieser sagte dann auch:

„Du siehst allerliebste aus, Ottilie.“

Aber er sagte es so kühl, so großväterlich, und dann wieder dieser lange, feierliche Kuß auf die Stirn! Und als sie sich endlich zu einem wirklichen Kusse entschloß, da lief eine tiefe Braunröthe über sein Gesicht.

Ottilie begann ihren Gemahl für einen rechten Bedanten zu halten. Sie hatte gehofft, Edmund würde sich an ihrer Liebe und Schönheit erfrischen, wie er ja seit lange begonnen, und nun war er so schen und zurückhaltend, als fürchtete er sich, sie zu berühren. Fast lächerlich war es, wie er einmal, sich vergessend, ihre Hand ergriff, aber, als hätte er sich auf etwas besonnen, schnell zurückzuckte. Was hatte das alles zu bedeuten? —

Indessen beschäftigten die pflichtmäßigen Besuche und Gegenbesuche die Neuvermählten für einige Wochen. Auch die Mißgünstigen empfingen sie mit Neugier; denn Ottilie trug bei jedem Besuch ein anderes Kleid, immer geschmackvoll, soweit es die Kleinstädter zu beurtheilen wußten, und ihr Vorrath schien sich nicht zu erschöpfen. Sie wurde die Musterdame der Stadt, überall beäugelt und belächelt, von den Frauen beneidet, von den Männern angebetet — was wollte sie mehr?

Arbeit war für ihre Hände, die wie Lilien blühten, keine vorhanden, und die Tage gingen unter Spiegelschau und Lustbarkeit unmerklich vorüber. Edmund versuchte, sie in die Literatur einzuführen, um ihr einige genußreiche Stunden zu verschaffen und besonders — das war sie zuerst auf die goldstrahlende Bächerlei über ihrem Schreibtisch und gab ihr, wenn sie wenig Lust dazu zeigte, die ausgesuchten Perlen selbst in die Hand. Aber sie ließ in den feinen Goldschnittbändchen nur ein Paar allerliebste Chokoladenflecken zurück und griff nach der zerrütteten Journalmappe, um zwanzig Geschäftsromane durcheinander zu lesen.

In Edmund's Augen war Alles gut, was sie that. Nie äußerte er ein Mißfallen, nie versuchte er ihre Meinung zu beugen und seinen eignen Willen geltend zu machen. Er zeigte einen wunderbaren Scharfblick für ihre verborgenen Wünsche und hatte eine fröhliche Stunde, wenn er sie mit einem recht zierlichen Gegenstande überraschen konnte. Ottilie hatte nur hübsch auszusehen, zu lachen, bisweilen die Ruthwillige zu spielen — das war ihm genug. Einen anspruchloseren Gatten gab es nicht; Ottilie durfte überzeugt sein, daß nur das lauteste Wohlgefallen an ihrer Persönlichkeit ihn zu dem Ehebunde bewogen. Es schmeichelte ihr, daß er sein Püppchen so in Ehren hielt, empfand sogar einen gewissen Stolz über die Zurückhaltung des gelehrten Herrn, und dachte im Uebrigen, daß naturgemäß die Zeit und das vertrauliche Zusammenleben ihre Macht ausüben würden. Bis zu diesem unausbleiblichen Zeitpunkte war es reizend, die Annehmlichkeiten des Lebens ohne dessen Pflichten und Beschwerden zu genießen, und da unter den obwaltenden Umständen das häusliche Behagen ein Wenig abschmeckend wurde, so gab es Familien- und Studentenbälle, gab es anspruchlose Concerte, wohlgemeinte Bühnenvorstellungen und sonst eine Fülle von ungesalzenen Genüssen, welche die Gemüther abstumpft und die Gesellschaft für sich selbst unschmackhaft macht.

Der Professor war immer dabei, man sagte, aus Eifersucht; indessen schien er, obgleich meistens unthätiger Zuschauer, immer von Herzen heiter. Stundenlang sah er

es an, wie sein jungfräuliches Weib im Strudel des Tanzes hintrieb, lodenwehend, hochathmend, ganz Blut und Jugendlust, und ein zufriedenes Lächeln ging über seine Züge. Auch wurde sein eignes Haus nicht leer. Offiziere, Studenten, alle die schmutzen Tänzer Ottiliens gingen aus und ein, und die überwiegende Männergesellschaft gab zu mancher hämischen Bemerkung Veranlassung. Gleichgiltig. Man war glücklich.

Aber man blieb es nicht. Sinnenglück ist unerfättlich und wechselsüchtig, und in Ottiliens Leben herrschte das ewige Einerlei. Der Professor zog sich nach einigen Honigmonden tiefer in seine Bücher zurück und begann eine weitsichtige Arbeit über irgend eine ausgedroschene Frage. Das Hauswesen wurde langweilig, Schwester Elsbeth, die hübsche kleine Satansfackel, die zu Hause gar kein „Vergnügen“ hatte, mußte kommen. Das Haus erscholl von dem Silberglöckchen ihres Gelächters, sie tanzte, äugelte, plauderte, heiratete in sechs Wochen einen auskömmlichen Handelsmann, und hatte nach gesetzmäßiger Frist Zwillinge.

Zwillinge! Mädchen, braunroth und ranzig wie alte Zwergweiber, und bald röthlich und rundlich wie Apfelblüthen! Das war eine Abwechslung auch für Ottilien, zugleich aber ein Dorn in ihrem Herzen. Sie wiegte und hätschelte die Kinder trotz Mutter und Amme, und wurde heftig, wenn man ihr diese Belustigung verkürzen wollte. Zuletzt fragte die Mutter, die zur Pflege da war:

„Warum hast Du nicht selbst ein Kind?“

Die Frage war ohne tiefe Absicht hingeworfen; aber sie hastete in Ottiliens Seele. In Stunden des Mißmuths, wenn kein wohlgelungenes Schneiderwerk mehr entzückte, kein Lügenroman fesselte, keine Journalmappe an den gähnenden Stunden vorbei half, dann preßte sie die Hand auf die Stirn und fragte sich: „Warum hab' ich kein Kind?“ Sie erkannte allmählich, daß der sittliche Zweck der Ehe ihr verloren ging, und daß ihr Dasein vergeudet war, wenn Mutterglück und Mutterpflicht ihr versagt blieben. Dazu kam die Wandelung, die sie an ihrem Gemahl sich vollziehen sah. Nicht als ob er weniger theilnehmend und opferbereit gewesen wäre; im Gegentheil, er bestritt beinahe völlig den Unterhalt ihrer Familie; aber damit war's denn auch gethan. Für ein Liebesleben schien Edmühl nicht die geringste Neigung zu besitzen; denn er versank immer tiefer in seine Studien und zeigte immer weniger Lust, Ottilien bei ihren Besuchen und Ausflügen zu begleiten. Sie war häufig gezwungen, sich an bekannte Familien anzuschließen, und da Neid, Scheelsucht und der gewöhnliche Stadtkatsch den Kreis ihres Umgangs verengte, so begann sie zu vereinsamen. Die Langeweile trieb sie in die Gesellschaft von jungen Männern, die für eine hübsche Frau immer Zeit hatten, und es kam vor, daß sie, nur von einer gleichgestimmten Freundin begleitet, mitten unter Corpsburschen saß und nach dem Comment zechte. Sie vermochte eben keine Frau zu sein; sie konnte den Backfisch nicht abstreifen und gerieth mit ihrer jugendlichen Lebenslust auf Abwege.

Solche Fahrten der jungen Frau konnten nicht verfehlen, sowohl sie selbst als den Gemahl feindseligem Urtheil auszusetzen, und Edmühl war mitunter genöthigt, seinen Liebling zu warnen. Er that es mehr lächelnd als ernstlich; dennoch wuchs dadurch die Entfremdung, ohne das Uebel zu bessern. Es kamen Augenblicke, da Ottilie die Kralle des Hasses in ihrem Herzen fühlte und mit Entsetzen wahrnahm, daß ihre Dankbarkeit dagegen die Macht verlor. Was galt ihr die Fülle des Besizes, die sie anfangs befriedigt, des Genußes, der nun in Ueberdruß umschlug! Sie hätte Alles hingegeben für eine wahrhaftige, rechtschaffene Ehe, für eine Stunde Liebesleben und Mutterglück. War ihr

das vorenthalten, so erschienen alle Vortheile ihres Ehebundes geringfügig, und dieser selbst nicht des Bestehens werth.

Und weiter! Welche Ursachen waren es, die ihr Glück so trügerisch gemacht? Diese Frage drängte sich immer qualvoller auf, und je beharrlicher Edmühl jeder Erklärung auswich, desto erfinderischer wurde sie in Muthmaßungen, die sie selbst mit Abscheu verstieß. Sie merkte, daß sich das Bild ihres Gemahls in ihrer Seele verunstaltete, und so sehr sie, von Natur edel und arglos, sich gegen solche Vorstellungen sträubte, der Gedanke, daß Edmühl in schwerer Schuld gegen sie stünde, wollte nicht weichen. Und dann kamen heiße, verführerische Stunden, in denen das Andenken an eine erste, jugendfrische Liebe aufloderte, und der Schmerz über verlorene Seligkeiten erwachte. So stellte sich der Unmuth immer düsterer zwischen die Vermählten, und heftige Ausbrüche waren vorbereitet. —

\* \* \*

Eines Abends hatte sich, wie so oft, eine Anzahl von Gästen zusammengefunden, etliche junge Professoren, einige Studenten, die an Edmühl empfohlen waren, auch Ottiliens Bruder, der schon so etwas wie Rechtscandidate war. Der Wein floß reichlich, wie gewöhnlich bei Edmühl's Gastereien, und er selbst, seine unmuthige Stimmung um der Gäste willen überwindend, ging etwas über sein geringes Maß hinaus. Die Junge wurde ihm unsicher, und seine Reden etwas verworren. Ottilie, welche über diesen Zustand Anfangs lächelte, zog sich doch bald in das Nebenzimmer zurück, wo ihr übrigens von der Unterhaltung der Männer wenig verloren ging. Edmühl gerieth ganz unvermittelt auf das Gebiet der Seelenheilkunde, und wie von einem Dämon ergriffen, begann er sich in lebhafter, bald heftiger Rede über die Erscheinungen des Wahnsinns auszusprechen.

„Glauben Sie, meine Herren!“ rief er: „Die Menschheit krankt am überwehten Verstande, der in Wahnsinn umschlägt, wie die Schneide eines überschärften Messers sich stumpf biegt. Selbst die großartigsten Kundgebungen menschlicher Berechnung und Thatkraft zeigen in ihrer Uebertreibung Spuren des Wahnsinns. Jene Bahnen, die wir über ungeheure Landstrecken, von einem Ocean zum andern, über Ströme und Abgründe werfen und über Berge durch die Wolken führen, jene riesigen Maulwurfsbauten unter Meeresarmen fort, wie man sie schon berechnet, jene Luftschiffereien und Wüstenculturpläne — alles das, so großartig und scharfsinnig es auch ausgeklügelt ist, trägt die Merkmale der Ueberspannung des menschlichen Geistes. Und diese Hast und Ueberstürzung des Lebens, dieses ruhelose Treiben hinter Lokomotiven und unter Dampf- wolken — Wahnsinn ist es, oder nicht weit davon. Es überträgt seine krankhafte Raftlosigkeit und Spannung auf die Gemüther, sodaß die Narrenhäuser sich füllen, und neue nöthig sind. Wo nur ein Keim des Wahnsinns erblich vorhanden ist, da wuchert er auf unter dem Einflusse dieser dämonischen Zeit und die ganze Menschenwelt trägt das Stigma des Erbwahnsinns. Wir Alle tragen es an der Stirn, ich selbst, Sie hier, Sie da, Jener dort, Alle insgesammt, wie wir hier sitzen. Ich habe einen etwas mißbildeten Schädel und eine etwas mißbildete Ohrmuschel — wenn Sie es sehen wollen — und so haben wir Alle sammt und sonders eine Mißbildung, die uns zu Narren stempelt. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß der Narr nicht allein für sich Narr ist, sondern daß ein Narr wieder Narren erzeugt, geistig und leiblich, Zwillinge, Drillinge, Vierlinge

sogar, und so ins Unendliche fort, bis es keine Narrenhäuser mehr gibt, sondern ein einziges ungeheures, weltumfassendes Narrenhaus. „Geh in ein Kloster, Mädchen! Warum willst du Narren gebären?“ ruft Hamlet, jenes Ur- und Abbild des tollgewordenen Menschengenies. Er hat Recht. Es ist besser, daß die Welt untergehe, als daß sie der Narrheit verfallt, zu der sie auf dem besten Wege ist —“

Edmühl stieß die Worte mit rauher Stimme heraus, sein Gesicht wurde sehr roth, seine Hände zitterten. Ottiliens Bruder eilte hinaus und rieth ihr nach einem Arzte zu schiden.

„Edmühl bringt ja einen Blödsinn vor, daß die Haare sich sträuben“, sagte er. „Man wird irren an seinem Verstande. Ist er auch sonst so gewesen? Man kommt auf Gedanken.“

Ottilie hatte die Auslassungen ihres Gemahls mit erbebendem Herzen vernommen. Es kam ihr eine Ahnung über das Räthsel, das bisher in ihrem Eheleben gewaltet hatte. Sie verlangte nach Gewißheit, sie war ungeduldig, den Arzt zu sprechen.

Edmühl setzte seine verworrenen Reden fort, so daß endlich die Gäste bestürzt aufbrachen. Professor Hofmeier wurde gerufen und fand ihn noch allein bei den Flaschen, zu denen er wie zu einem Auditorium sprach. Doch erkannte er den Arzt und lachte ihm, die Hand ausgestreckt, entgegen. „Nun Sie Unschlbarster aller Seelenärzte!“ rief er: „Kommen Sie, um meine Stigmata zu zählen?“ Dann aber nahm er die beruhigenden Worte des Professors gutmüthig auf und ließ sich nach kurzem Widerstreben zur Ruhe bringen.

Hofmeier vertraute nun Ottilien, daß er bereits früher Gelegenheit gehabt, den Gemüthszustand des Professors zu beobachten, und daß er eine Verschlimmerung desselben gegenwärtig nicht befürchte. Als er ihn am folgenden Morgen ganz beruhigt, doch ohne Erinnerung an die stattgehabten Auftritte wiederfand, bestand er darauf, daß er zur Verhütung stärkerer Anfälle sich wieder für einige Zeit einer ausschließlich ärztlichen Pflege hingeben sollte und bot ihm zu diesem Zwecke auch diesmal das Asyl, in welchem sein Freund schon ein Mal Genesung gefunden.

Ottilie freilich war der Verzweiflung nahe, als sie über den Zustand ihres Gemahls und die Gefahr der Verschlimmerung belehrt wurde; indessen mußte sie sich, da auch Edmühl bereitwillig darauf einging, dem Rath des Arztes fügen. Patient sollte vor allen Störungen und Aufregungen bewahrt bleiben, und Ottilie war, zumal in ihrer gegenwärtigen Stimmung, am wenigsten zu seiner Pflege geeignet. Sie verabredete mit Edmühl, daß sie, um der zischelnden Schadenfreude zu entgehen, einige Monate bei ihrer Mutter zubringen wollte und reiste an demselben Tage ab, als ihr Gemahl in das Asyl aufgenommen worden war.

\* \* \*

Sie brachte viel Jubel, viel Niedliches und Zukergebackenes in die hüpfende Schar ihrer Geschwister; aber sie selbst war tief gebeugt, oft betrübt bis zum Tode. Sie erschien sich überflüssig in ihrem Lebenskreise und des Daseins nicht werth, da ihr sogar die Pflicht, einen leidenden Gemahl zu pflegen, abgenommen war, und sie lebte bei jedem Blick in die Zukunft, die sie an seiner Seite verleben sollte. Sie sagte sich, daß es lange währen würde, bis sie sich zu jener Gelassenheit durchgerungen, die für Edmühl's Behandlung nothwendig war, und daß ihr Eheleben mit all' den Bitterkeiten, die sich in ihm ange-

sammelt, nur zur Verschlimmerung seines Zustandes beitragen konnte. Wäre es nicht das Beste, sie trennten sich? Und wenn Trennung das Zweckmäßigste war, wie gelangte man dazu, ohne einander zu verletzen?

Die Rathlosigkeit, die sie vor solchen Fragen sich eingestand, die Unthätigkeit, zu der sie selbst in ihren wichtigsten Angelegenheiten verurtheilt war, stimmten ihre Lebensgeister so tief herab, daß sie Niemand mehr sehen mochte und sich am liebsten in ihrer Kammer abschloß. Mit Mühe setzte ihre Mutter es durch, daß sie ihrer Gesundheit wegen Spaziergänge in den Laubwald machte, den sie in der Jugend so lieb gehabt, und der von der neuen Wohnung aus bequem zu erreichen war. Die Zauber des Waldes jesselten sie denn auch jetzt wieder, und sie schweifte bald stundenlang, am liebsten allein, auf den buschversteckten Pfaden, die sie aus harmloseren Zeiten kannte. Eine prächtige Eiche, unter der das Moos zu üppigen Polstern schwoll, und von der man einen lieblichen Ausblick gewann, war häufig das Ziel ihrer Streifereien. Dort sah sie mit einem hübschen Buche, dessen Goldschnitt aus dem Moose hervorblickte, und vertraute der Walbeinsamkeit ihre traurigen Gedanken.

Eines Morgens, als sie schlaflos schon frühe aufgebrochen war und vom Herbstnebel durchfröstelt, unter der Eiche einen sonnenwarmen Ruheplatz gefunden hatte, war ihr zu Ruche, als müßte etwas ganz Absonderliches geschehen, um ihr Geschick zu wenden. Die kleine niedliche Ottilie, die, wenn sie aufrichtig sein wollte, sich nur wenig Bedeutsamkeit zumessen durfte, hatte die Empfindung, als müßte eine der kosmischen Herrschergewalten sich hergeben, um ihr armes Herz zu lieblosen und zu balsamiren. Sie hatte jüngst Briefe von ihrem Gemahl und dem Arzte empfangen, welche die abermalige Herstellung des Patienten und dessen baldige Rückkehr zu seinen Pflichten verhiessen. Sie aber legte sich die Hand auf's Herz und fragte sich, ob es wahr wäre, daß sie mit Freuden zu ihrem Gemahl zurückkehren wollte, um ihm, Westalin an ihrem Herdfeuer und weiter nichts, seine Güte und Freigebigkeit mit dem Zins der Dankbarkeit und Dienstbarkeit zu vergelten. Sie antwortete sich: „Nein, und abermals nein!“ und dann troch sie demüthig in sich zurück und winselte unter der gallenbitteren Pflicht, die sie abrief. Es mußte etwas Unerhörtes für sie geschehen, irgend eine Weltmacht mußte sich für sie bemühen, am besten Eros.

Und als stünde so ein armes Menschenweibchen mit den Mächten der Natur im Bunde und brauchte bloß ein weinerliches Abrakadabra zu murmeln, um sie zu beschwören, kam er, der Löwenzügler und Eselsporner, Eros selbst im grünen Rock eines deutschen Waidgesellen. Die Büsche rauschten, und während das junge Weib ihr Angesicht verschüchtert wandte, um den Fremden ohne Blick vorüber zu lassen, da stand er vor ihr, wie aus dem moosigen Waldgrund entsprungen und sagte im Tone des Staunens:

„Sie sind es, Ottilie?“

Sie sprang auf.

„Richard! Ist es denn möglich!“

Ihr Busen stürmte, ihre Hände strebten ihm entgegen, dem schlanken, mannhaften Jünglinge, den sie schon ihr eigen zu nennen sich erkühnt, und der ihr durch ein grauenvolles Geschick genommen war. Ausleuchtend prüfte ihr Auge die schöne Gestalt, die gegen früher etwas voller und kräftiger erschien, und suchte in seinen offenen Blicken zu lesen.

„Wie kommen Sie denn hierher, Frau Professor Edmühl?“ fragte Richard, ohne seine Aufregung mit einer Miene zu verrathen.

Vor diesem Namen, in dem sich Alles zusammenfaßte, was sie gelitten, erloschen ihre leuchtenden Blicke, und wich aus ihrem Antlitz die belebende Röthe.

„Sie haben nicht gewußt, daß ich hier bin?“ forschte sie.

„Rein, ich komme selten nach der Stadt“, antwortete Richard, „und es ist ein merkwürdiger Zufall, daß ich Ihnen hier begegnen mußte.“

„Sie scheinen im Dienste. Haben Sie eine Stellung?“

„Ich bin noch ein geringes Licht hier im Walde. Gegenwärtig sehen Sie mich bei der profaischen Beschäftigung, Hölzer anzuweisen.“

„Aber wie ist es nur möglich!“ rief Ottilie wieder. „Ich dachte Sie nie mehr zu sehen.“

„Oh — die Menschen kommen zusammen man weiß nicht wie“, lächelte der Grünrod. „Aber wie geht es Ihnen, Frau Professorin? Ich habe kaum einmal ein Wort über Sie gehört. Sie sehen nicht aus wie eine junge Frau; Sie sind noch ganz wie — damals.“

Ottilie glühte wieder in vollem Purpur und vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Leben Sie denn wenigstens glücklich?“ fragte Richard weiter.

„Ich habe einen guten Mann, der mir jedes Opfer bringt.“

„Oh“, stieß Richard hervor: „Das ist schon viel, und die Meisten würden sich dabei zufrieden geben. Aber ein Glück für's Herz, Ottilie! Ich sehe Ihnen an, daß haben Sie nicht gefunden. Sie sind nicht glücklich, Ottilie.“

„Wie Sie leben, Richard!“

„Wie ich rede, meine junge gnädige Frau?“ gab er mit höflicher Heiterkeit zurück.

„Wir stehen hier unter einem grünen Baum, da darf man sich nicht zieren wie im Salon, der mit Rücksichten gepolstert ist. Wir stehen hier im frischen Herbstwald, Ottilie, mitten in der lebendigen, liebevollen Natur, die uns nicht auf den Mund schlägt, wenn wir ein offenes Wort sprechen. Kommen Sie, Ottilie. Wir haben uns nahe genug gestanden, um das Recht zu fordern, einander die Wahrheit zu sagen.“

Sie drückte ihr Tuch auf die Augen und ließ sich auf die Moosbank zurücksinken.

„Dacht' ich's mir doch!“ sagte Richard. „Sie haben Alles, nur nicht was einen Menschen glücklich macht. So sprechen Sie doch, Ottilie.“

Er ließ sich neben ihr nieder und suchte ihre Hand zu ergreifen. Sie aber schraf empor und sagte:

„Nein, nicht hier, nicht länger hier! Sie sollen Alles erfahren; aber nicht hier. Kommen Sie, wenn Ihr Weg Sie nicht nach der andren Seite führt. Ich kann Ihnen auf dem Gange Manches mittheilen; wo nicht, so mögen Sie mich bei meiner Mutter aufsuchen.“

Richard erröthete. Es fränkte ihn, daß Ottilie ihn so nachdrücklich abwehrte. Befangen ging er neben ihr hin, und Beide scheuten sich vor dem ersten Worte. Erst als der Wald sich lichtete und der freie Weg sichtbar wurde, da fiel ihnen ein, daß sie Zeit und Gelegenheit verschwendeten.

„Seit Ihrem Unglückstage, Ottilie“, so begann Richard: „Haben Sie keinen Gedanken mehr für mich gehabt?“

„Sollte ich mein Unglück zu dem Ihrigen machen, Richard? Durfte ich dulden, daß



Sie sich einer Familie verbänden, die vor der Welt geächtet war? Sie strebten auf ehrenvoller Bahn. Was sollte an Ihrer Seite das Kind des Veruntreuers, des Selbstmörders."

"Ich bekenne, Ottilie, daß diese Vorstellungen auch mich gepeinigt und mir den Schlaf einiger Nächte geraubt haben. Aber die Gespenster zerstoben, und das herbe Urtheil der Welt, weit entfernt mich abzuschrecken, verkärte mir vielmehr das Bild des unglücklichen Mädchens. Was denn kümmerte mich auch fremde Meinung? Ich fühle mich mit meinem kleinen Vermögen unabhängig; Verwandte, auf deren Urtheil mich Pietät hinwies, hab' ich nicht mehr. Meine Laufbahn — nun, ich habe sie einmal begonnen und möchte sie mit Beharrlichkeit zurückslegen. Der Mensch muß eben einen Beruf und ein Ziel haben. Aber meine ganze Zukunft, ja die glänzendsten Aussichten hätte ich hingeben mögen — jetzt ist's vorbei."

"Ich wußte es wohl", erwiderte sie mit einem dankbaren Blick. "Aber so sicher ich es wußte, so klar war mir meine Pflicht. Auch hörte ich nichts von Ihnen, und beruhigte mich durch die Vorstellung, Sie müßten der gleichen Ansicht sein, wie ich selbst."

"Ich durfte Sie in Ihrem Schmerze nicht stören, Ottilie. Ich wollte mich fern halten, bis Ihre Wunden vernarben. Aber als ich diese Zeit gekommen glaubte, da nannte man mir den Namen eines gewissen Herrn Professors, und ehe ich es noch recht begriffen hatte, waren Sie vermählt."

"Ich sah keinen andren Ausweg, antwortete Ottilie. Sie wissen ja, in welcher Lage die Meinigen waren. Edmühl ist ein Mann von vortrefflicher Gesinnung. Habe ich gegen mein Herz gesündigt, so bin ich dafür hart gestraft worden."

"Sagen Sie mir, Ottilie, was Sie unglücklich macht. Das Leben an der Seite eines hochgebildeten und dabei wohlhabenden Mannes sollte doch einigen Trost gewähren können."

"Richard, Sie wissen nicht — mein Gemahl ist geisteskrank."

Er stand erschrocken still. "Arme Ottilie!"

"Er befindet sich zum zweiten Mal in einem Asyl, und was die Zukunft ihm bringen wird, daran mag ich nicht denken." —

Sie waren bis nahe zur Stadt gelangt und schieden mit einem stummen Händedruck.

Noch an demselben Tage erschien Richard in Ottiliens Familie und wurde von da an ihr täglicher Gast. Unvermerkt fanden sich, schuldbewußt, doch in desto süßerm Taumel, die beiden jugendwarmen Herzen wieder, und wenn sich Richard anfangs noch durch die Scheu vor Ottiliens Pflichten zügeln ließ, so schwand auch diese Rücksicht, als er durch Andeutungen der Mutter über Ottiliens Eheleben aufgeklärt war. Von da an trachtete er mit leidenschaftlicher Beharrlichkeit, die Geliebte seiner Jugend aus ihren Fesseln zu lösen und für sich zu gewinnen.

\* \* \*

Die junge Frau war nur zu geneigt, den feuerathmenden Lodungen des Bewerbers zu lauschen, und hätte sie nur etwas mehr von jenem Leichtsinne gehabt, der das Leben erleichtert, und dabei etwas weniger von dem Pflichtgefühl und der Gewissenhaftigkeit, die es so sehr erschweren, so hätte sie sich dem jungen Manne, der es ja treu mit ihr meinte, blindlings in die rettenden Arme geworfen und wäre mit ihm nach der Schweiz gegangen, wo Richard seine Zukunft auf eine einflußreiche Verbindung zu gründen

gedachte. Dieses kürzeste Verfahren war bereits fest verabredet, die Vorbereitungen begonnen. Aber zeitig genug kam Ottilie unter bitteren Qualen zu der Erkenntniß, daß sie die Stirn zu einem verliebten Abenteuer nicht habe und sich über den Kummer ihres hochherzigen Gemahls nicht fortzusetzen vermöchte. Ohne weitere Rücksprache mit Richard entschloß sie sich, die Sache nach ihrem Gefühl zu erledigen, und als eben einige

„Zeiten von irrem Wehnacht eintrafen, wortk' er'nt oar, 'ekolich geth'zuzegren; antwortete sie in ihrer Herzensangst mit einem aufgeregten Schreiben. Sie gab ihrem Gemahl die volle Wahrheit und berichtete den Plan, der zu ihrer Befreiung vorbereitet war. Sie gab ihm zu bedenken, ob es nicht für beide Theile ersprießlich wäre, an Trennung zu denken, da ihre Ehe ohnehin mehr Schein als Wesen wäre.

Zugleich mit diesem Briefe sandte sie einen zweiten an Richard Hagedorn und theilte ihm freimüthig mit, daß sie die Entscheidung über ihr künftiges Wohl und Wehe in die Hand ihres Mannes gelegt habe.

„Außerordentlich unbesangen!“ rief Richard mit ärgerlichem Lachen, als er die Zeiten empfing. Er mied Ottilien für einige Tage, und als er wieder vorkommen wollte, meldete ihm die Mutter, daß Professor Edmühl angekommen wäre, da er sich dann gelassen zurückzog.

\* \* \*

Edmühl war sofort nach Empfang des Briefes aufgebrochen. Die Gefahr, seinen reizenden Abgott an einen jungen Fant zu verlieren, gab ihm neue Spannkraft. Er überraschte Ottilien, die bei seinem Anblick in Thränen ausbrach. Er sprach zu ihr gelassen und liebevoll, und that der Verirrung, die sie ihm eingestanden, nicht Erwähnung. Dann setzte er sich mit ihr in den Bahnzug nach Wien, ohne eine andere Vorbereitung als eine umfangreiche Geldtasche, und die Heimath mußte das reisende Paar weit über ein Jahr hinaus entbehren. Edmühl zeigte seinem getrösteten Liebling Italien, Paris, die Schweiz, München und Berlin und führte ihn erst auf dringende Veranlassung in die kleine Metropole der Wissenschaft zurück. Einige Monate später wurde die Welt mit der Nachricht überrascht, daß bei Edmühls ein Knäblein von ganz besonderer Schönheit eingetroffen wäre.

Professor Hofmeier war einer der Ersten, die an die Wiege traten, und kaum hatte er den schlummernden Sproßling erblickt, so rief er, auf dessen Stirne deutend: „Stigma hereditatis!“

„Er paßt also in die menschliche Gesellschaft“, lächelte der glückliche Vater.

## Firdusi in deutschem Gewand.

Von Hans Herrig.

Seit langer Zeit schon ist der Name des großen persischen Dichters Firdusi im Abendlande bekannt. Wer hat nicht jene berühmte Anekdote von den 60,000 Silbertoman gelesen, die ihm Schah Rahmud anstatt der versprochenen 60,000 Goldtoman sandte und die der ergürnte Dichter sofort verschenkte, 20,000 als Bezahlung für ein Bad, 20,000 an einen Bettler und 20,000 für ein Glas Bier — und weiter, wie dann Firdusi sich durch eine Satire gerächt, wie er fliehen muß, später zurückkehrt und in Armuth lebt, bis endlich der Schah seine Knickerei bereut — aber es ist zu spät, den Kamelen, welche die Goldtoman auf ihrem Rücken tragen, begegnet Firdusi's Leichenzug. Das hat Heinrich Heine in einem Gedichte gar anmuthig dargestellt. Seit dem Firdusi's großen Werk, das Königsbuch, eine Verherrlichung der persischen Geschichte von ihrem ersten sagenhaften Anfangen bis zu den Zeiten des Dichters hinunter im Drucke vorlag, hat man verschiedentlich versucht, Theile desselben in Deutschland einzubürgern. Ich erinnere an Rückert's „Kostem und Schrab“. Wirklich gelungen aber ist dies erst Adolf Friedrich von Schack mit seinen „Heldensagen des Firdusi“, die bereits in dritter Auflage vorliegen\*). Während die zweite Auflage eine bedeutende Vermehrung gegen die erste zeigte, ist die dritte beim früheren Umfange stehen geblieben. Man fürchtete wohl, das Buch allzusehr anzuschwellen und so die Käufer zu vermindern. An und für sich ist es jedoch zu beklagen, daß Schack nicht noch Einiges hinzuübersetzt hat, etwa Episoden aus der Urgeschichte. So viel er uns bietet, so möchte man doch immer mehr haben, und zwar nicht nur wegen der Größe des Dichters selbst, sondern auch wegen der beispiellosen Kunst des Uebersetzers. Es ist ein altes Rühmen, daß sich in der deutschen Literatur die ganze Weltliteratur spiegele. Indessen nicht alle die aufgehängten Spiegel sind so rein und fleckenlos, wie wir in literarischem Selbstgefühl zuweilen meinen. Der Luther'schen Bibel und dem Schlegel'schen Shakespeare möchte ich als drittes Meisterwerk den Schack'schen Firdusi anreihen. Er ist nicht nur dem Persischen „nachgebildet“, wie es auf dem Titelblatte heißt, sondern nachgedichtet, nur ein großer Dichter konnte die Sprache mit solcher Freiheit und Kühnheit handhaben, wie es hier geschieht. Wie Schlegel in seinem Shakespeare einen eigenen deutschen dramatischen Styl gefunden und eigentlich die besten dramatischen Verse geschrieben hat, die wir besitzen — sie klingen zuweilen schöner als das Original — so hat es Schack mit den epischen Versen des Firdusi gemacht. Ob auch diese schöner klingen als das Original, vermag ich nicht zu sagen, da ich nicht genug persisch verstehe, glaube aber von vornherein, daß schöne deutsche Verse besser klingen als schöne persische, weil der Wortschatz der persischen Sprache so zu sagen aus lauter Trümmern besteht, an Einsilbigkeit mit der englischen wetteifert, ohne jedoch jene wurzelhafte Ursprünglichkeit noch zu bewahren, durch welche sich alle germanischen Sprachen auszeichnen.

\*) Verlag von Cotta.

Wenn wir so unserer Bewunderung für den Uebersetzer genugsam Ausdruck gegeben haben, so fragt es sich weiter, ob denn auch Firdusi eine wirkliche Einbürgerung bei uns verdient. Daß er zu den ersten Dichtergrößen der Weltliteratur gehört, läßt sich zwar nicht bezweifeln, denn er hat es uns selbst gesagt, und zwar in einer Weise, wie es nur Einer sagen kann, der das Recht dazu hat. In jener Satire heißt es — Schah hat sie gleichfalls übersezt —:

Vor allen Herrschern, welche noch auf Erden  
Erstehen, soll es laut bekundet werden,  
Daß ich, der treu ich meinem Glauben blieb,  
Mein Königsbuch nicht für Schah Mahmud schrieb;  
In des Propheten und in Ali's Namen  
Allein hab ich gesä't des Wortes Samen.  
Viel Männer lassen sich als groß begaffen,  
Doch kein Firdusi ward vor mir geschaffen,  
Die Kraft der Welt war allzumlein dazu!  
Zwar laum auf meine Verse blicktest du,  
Doch wisse, Jeden, welcher mein Gedicht  
Mißachtet, trifft des Himmels Strafgericht.  
In Worten deren Schimmer nie erblaßt,  
Hab ich dies Buch der Könige verfaßt;  
Viel müht' ich mich bei dem, was ich gedichtet,  
Mein Hoffen war auf Dank und Lohn gerichtet,  
Und als ich nun, ein Greis mit weihem Haare  
Mich näherte dem achtzigsten der Jahre,  
Da schwand, so wie ein leerer Traum zerrinnt  
All' meine Hoffnung plötzlich in den Wind.  
Ich hab' in zweimal sechzigtausend Zeilen  
Die Männerkämpften und den Kampf mit Keulen,  
Die Schilde und die Schwerter hochgeschwungen,  
Die Bogen und die Harnische bezungen — —

O Schah! ein Wert lieb ich Dir zum Vermächtniß,  
Das nie vergeht; als einziges Gedächtniß  
Wird es von Dir auf Erden hinterbleiben,  
Wenn man Dich selbst vergaß und all Dein Treiben.  
Durch Sonnenbrand und Megenguß zerfallen  
Die Königsschlösser und die Tempelhallen,  
Doch den gewalt'gen Bau, den ich erhob,  
Verfehrt nicht Regen, noch der Stürme Toben.  
So lang' die Welt besteht, die Jahre kreisen,  
Wird, wer Verstand hat, meine Dichtung preisen.

Zahllose Dichter lebten schon hienieden,  
Und manche wußten einen Vers zu schmieden,  
Doch Alle sind sie lange schon vergessen;  
Ich aber — kann mit mir sich Einer messen? —  
Durch das Gedicht, das ich hervorgebracht,  
Hab ich die Welt zum Paradies gemacht.

Wärest Du ein echter Schah zu sein beflissen,  
So hättest, Mahmud, Du geehrt das Wissen,  
Und jener alten Könige Brauch, der Frommen,  
Die ich besang, zum Vorbild Dir genommen,  
Und deshalb aber schreib' ich, das vernimm,  
Nehmt diese mächt'gen Verse voll von Grimm,  
Damit der Schah, belehrt durch meinen Rath,  
Sich selbst nicht schände, wie er dießmal that;  
Und Dichter nicht mißachte, so wie jetzt;  
Denn steht ein solcher sich gering geschätzt,  
So schlenbert er auf Dich ein Strafgericht,  
Das ewig dauert bis zum Weltgericht,  
Wenn ich zum Thron des höchsten Richters trete  
Und mir das Haupt mit Staub bestreuend bete:  
O Herr, im Feuer ihn verzehre Du,  
Doch mich im ew'gen Licht verklärte Du!

Wenden wir uns nun zur Betrachtung des „Königsbuches“ selbst. Firdusi hat seiner Nation das Geschenk, was nur wenige Nationen (Indier, Perser, Griechen, Franzosen und halb und halb die Deutschen) besitzen, ein National-Epos. Allerdings entspricht das Epos des Firdusi nicht den aus *Ilias* und *Odyssee* abirahirten Schulbegriffen. Es ist nicht ein Einzelgedicht, das sich um eine Einzelhandlung gruppirt, nicht ein griechischer Tempel, in welchem es weiter nichts zu sehen gibt, als die eine Statue in der *Tesla*, sondern ein ungeheurer Palast, mit immer neuen Sälen, Hallen, schattigen Höfen, wunderbaren von Blumenduft und Springbrunnengeplätscher erfüllten Gärten. Wer ihn durchwandelt, der meint wohl nur Stunden darin geweilt zu haben; aber es ging ihm, wie jenem Mönche, der hinter dem Böglein aus dem Paradiese herlief: er hat lange Jahrtausend verträumt. Schlägt er freilich die Augen auf, so wird er auch davon etwas merken, denn hier frägt ihn die Urzeit, Alles dünkt ihm bekannt, als hätte er das in seiner ersten Kindheit schon geschaut, dort bewundert er Bildsäulen von Helden, die ihn an solche mahnen, wie auch seine eigene Heimat sie verehrt, jene Vertreter edelster Männlichkeit und feurigsten Lebensmuthes, die, wie die Sonne nach ihrem Triumphzuge über den Himmel im Abendrothe dahinsinkt, schließlich vom tückischen Tode erreicht werden; wieder scheint eine neue Zeit angebrochen, neben den Helden hat sich der schlaue Priester gestellt, das Feuer, vom Himmel herab geholt, stammt auf den Altären, der Krieg gilt nicht nur dem nationalen Geiste, sondern auch der Verbreitung des Wortes der Wahrheit, das *Joroaster* aus dem Paradiese entnahm. Und weiter geht es: *Alexander's* Gestalt, freilich in jener morgenländischen Gewandung, wie er sie während seiner letzten Lebensjahre trug, schreitet an uns vorüber, bis wir endlich durch die *Sassanidenzeit* zu jenem Momente gelangen, wo Persien seine Selbständigkeit an die Araber verlor.

Schad vindicirt den eigentlich epischen Charakter nur dem ersten Theile des Königsbuches, welches die von ihm übersehten Heldensagen enthält, während er den zweiten mit den mittelalterlichen Chroniken vergleicht. Man kann das Königsbuch in der That mit nichts besser vergleichen, als etwa mit unserer eigenen Kaiserchronik. Nur daß diese das Werk eines Reimschmieds, jenes eines großen Dichters ist, nur daß diese als Untergrund nichts weniger als nationale Sagen enthält, jenes aber den ganzen Schaß derselben geeint hat. Es fräge sich übrigens, ob der Unterschied des Eindrucks zwischen der ersten und zweiten Hälfte von Firdusi's Werk auf einen Perser derselbe ist, wie auf uns, die wir bei der zweiten stets die geschichtlichen Motive erkennen, während das Angedenken auch an die *Sassanidenzeit* den Persern selbst in seiner historischen Deutlichkeit verloren gegangen war. Wie dem nun auch sein möge, ob nun mit dem ganzen oder dem halben Königsbuche hat Firdusi seiner Nation ein nationales Epos geschaffen. Wie dasselbe aber in seiner Form unsern classificirenden Theorien nicht entspricht, so auch nicht nach seiner Entstehung. Ueber die Entstehung des Epos stellt man meist Doctrinen auf, die dem Zeitverhältnisse entsprechen, in welcher *Homer* oder die *Homeriden* zur griechischen Sagenbildung standen. Ein solches Verhältniß hatte vielleicht zum Anfange der *Achämenidenherrschaft* in Persien bestanden. Allerdings waren zur Zeit Firdusi's die Sagen noch im Volke verbreitet, aber doch die Beziehung des Dichters zu ihnen keineswegs so unmittelbar, wie man es vom epischen Dichter zu verlangen pflegt. Man könnte fast von gelehrten Beziehungen sprechen. Noch unter den *Sassaniden* hatte man ein sogenanntes Königsbuch angelegt, in welchem auch die jagenhafte Vergangenheit des Landes behandelt wurde und dies ein Vorgänger Firdusi's, *Dakiti*, in Verse zu bringen versucht. Auf *Mahmud's* Veranlassung ward die Sammlung der Sagen erweitert, und machen die darauf bezüglichen Bemühungen kaum einen andern Eindruck, als die heutigen Sammlungen von Volksmärchen. Als *Mahmud* genug Schätze zusammen hatte, gab er Firdusi den Auftrag, sie in Verse zu bringen. Firdusi muß daher recht eigentlich als ein Buchdichter bezeichnet werden. Auch lebten die Sagen wohl kaum noch bei dem mohamedanischen Theile der Bevölkerung fort, sondern nur da, wo sich noch der alte Feuertempel erhalten hatte. Das beweist, daß die einzige Episode des Königsbuches, welche Firdusi selbst aus mündlicher Ueberlieferung (aus der Erzählung einer seiner Frauen) schöpfte, die Episode von *Bischn* und *Menische* eine weit größere Kenntniß der

zoroastrischen Glaubenslehre zur Schau trägt, als alles Uebrige, nur hier begegnen wir dem Namen des Ormuzd und der sieben Amshaspands. Wenn wir nun weiter bedenken, welche Stürme seit dem ersten Entstehen dieser Sagen über Persien dahin brausten, wie das Reich der Achämeniden in den Staub sank, wie die Parther über Persien geboten und endlich die Sasaniden eine Reaktion der zoroastrischen Religion herbeiführten, daß aber auch seit dieser Untergang bis zu Firdusi's Leben wiederum zwei Jahrhunderte verschwunden waren, so werden wir zugeben müssen, daß die Schöpfung eines nationalen Epos nicht an jene engen Bedingungen geknüpft ist, wie wir sie aus der griechischen Literaturgeschichte abstrahirt haben, mit einem Worte, daß ein solches nicht nur unmittelbar aus der Sagenbildung daraus entsteht, sondern auch mit Bewußtsein gedichtet werden kann. Diese Wahrheit ist um so wichtiger, als es bekanntlich viele ästhetische Savigny's gibt, die der Mitwelt jede Berechtigung zu derartigen Versuchen absprechen. Wir leben z. B. entschieden in einer Zeit, wo ein Zurückschreiten in die deutsche Vergangenheit stattfindet, wo die Ketten, mit welchen uns das Christenthum an die römische und jüdische Vergangenheit gebunden hatte, zerreißen. In abstracto läßt sich daher gegen Versuche, wie sie Jordan etwa unternommen hat, nichts sagen. Wenn die Kraft eines Dichters ausreichte, möchte es ihm immerhin gelingen, die Uebersieferungen unseres Volkes in einem großen Ganzen zu einen und ihm damit ein poetisches Besitztum zu schenken, wie es nicht größer gedacht werden kann. Die Frage ist nur, ob ein solcher Dichter da wäre, und ob er, wenn er das Talent dazu hätte, auch den Entschluß zur großen That fassen könnte. Denn gewiß gehörte ein Entschluß dazu, als Firdusi sich anheischig machte, Mahmud's Wunsch zu erfüllen, als er die Schreibfeder nahm, um das erste seiner 60,000 Distichen niederzuzichnen. Vermuthlich gehörte auch ein Schah Mahmud zur Sache, welche bekanntlich eben so selten wie die Firdusi sind.

Ein solcher Dichter könnte vor Allem eins von Firdusi lernen: seine Treue, der Uebersieferung gegenüber. Daß er dieselben gesichtet hat, unterliegt keinem Zweifel, ebensowenig, daß er sie dichterisch ausgeschmückt, aber er hat sich stets an die Motive derselben, an ihren Kern gehalten. Er hat Beiwerk entfernt, aber sicherlich nicht ganz etwas Neues dem Alterthume inoculirt. Von dieser Ehrfurcht vor der Uebersieferung ist bei unsern modernen deutschen Dichtern fast nirgends etwas zu spüren. Man sehe sich einmal sämmtlich epische oder dramatische Bearbeitungen deutscher Sagen- und Märchenstoffe seit den Zeiten der Romantiker an, wie da überall, anstatt die Motive möglichst prägnant hervorzuhoben, mit der größten Willkür hinzuerfunden und hinzugebeutet ist. Daß Firdusi dies nicht that, verleiht seinem Werke jenen objektiven Charakter, niemals wird die Poesie der Vergangenheit durch die Beziehungen auf die Gegenwart gestört. Wie klar und anschaulich tritt das altiranische Heldenthum uns vor Augen, wie ganz unähnlich ist die Rolle, welche die Behlewanen (die großen Basallen und Helden) unter der Pischdabiern und Rakaniden spielen, der Stellung, welche die Großen des Reichs etwa zur Zeit Firdusi's selbst dem Sultan Mahmud gegenüber einnehmen mochten. Wenn auch der Schah von jeher gleichsam als ein Wesen höherer Art erscheint, besleidet mit dem mystischen Lichtglanz der Majestät, so ist doch von slavischem Gehorsam keine Rede, wie wir ihn uns als Kennzeichen des Verhältnisses zwischen Herrscher und Unterthanen im Orient denken, vielmehr erinnert Alles weit eher an unsere eigenen mittelalterlichen Verhältnisse. Man höre nur, wie Rustem den Schah Kai Kawus heruntermacht:

Er rief: Ich bin der Len, der Mann der Männer,  
Wenn ich ergrimme, muß der Schah erlassen!  
Wer ist denn Tus\*), mich bei der Hand zu fassen?  
Gott ist es, der mir Kraft und Macht verlieh,  
Und keinem Schah der Welt verdank' ich sie.  
Rustem\*\*) ist mein Königsstich, auf dem ich throno,  
Die Welt mein Knecht, der Stahlhelm meine Krone;

\*) Gleichfalls ein Behlewan.

\*\*) Rustem's Hof.

Die Lanze und die Keule sind mein Schut,  
 Mit meinen Armen biet' ich Kd'n'gen Trut.  
 Mein Schwert durchflammt gleich einem Blitz die Nacht  
 Und mäht die Häupter auf dem Feld der Schlacht;  
 Kein Sklave bin ich, frei ward ich geboren,  
 Nur Gott, sonst keinem, hab' ich Dienst geschworen.  
 Die Großen haben mich zum Schah der Welt  
 Erloren, mir den Thron zur Wahl gestellt,  
 Doch König werden hab' ich nicht gewollt,  
 Nichts hab' ich, als was Recht und Pflicht gewollt;  
 Hätt' ich den Thron, die Krone angenommen,  
 Wie wärst Du, Kawus, dann zur Nacht gekommen?  
 Hab' ich die Rede, welche Du geführt,  
 Verdient? Ist das der Lohn, der mir gebührt?  
 Zum Thron hab' ich den Kaisbad\*) erhoben,  
 Was wußt' ich da von Dir und Deinem Tode?  
 Hätt' ich vom Berge Alburz, wo er arm  
 Und elend lebte, fern dem Menschenschwarm,  
 Den Kaisbad nach Iran nicht gebracht,  
 Du hättest nie Dich mit dem Gurt der Nacht  
 Geschmückt und diese Größe nie gesehen,  
 Die jetzt so dreist Dich macht, selbst mich zu schmähen!

Daß aber dieser stolze Unabhängigkeitsfirt sich noch so glühend in den Sagen erhalten hat, ist um so wunderbarer, als in allen denjenigen, welche das Zeitalter des Zoroaster betreffen, nichts mehr davon zu spüren ist. Nur Rustem und sein Vater leben noch in diesem, gehen aber elendiglich zu Grunde, der Dichter läßt gleichsam selber fühlen, daß sie Anachronismen geworden sind. Das ist höchst naïv zur Anschauung gebracht, als Zsfindiar, Schah Gushtasp's Sohn, der zoroastriische Glaubensheld, mit dem alten Rustem zusammenkommt und dieser ihm wie eine gewaltige Hünenfigur aus längst verschwundenen Tagen entgegentritt. Vor Allem staunt Zsfindiar über Rustem's unbeschreiblichen Appetit, die Menschen seines eigenen Zeitalters sind offenbar nervöser geworden und haben nicht mehr eine so gute Verdauung. Man höre:

Mit Speisen ward sogleich bestellt der Tisch,  
 Und Rustem oß so stark drauf ein, so frisch,  
 Daß sich mit dem, was er im Essen leihete  
 Zsfindiar zu messen nicht erdreistete;  
 Ein ganzes Lamm ward vor ihn hingestellt  
 Und ganz allein verzehrte das der Held.  
 Zsfindiar rief aus: Nun sei des rothen  
 Und edlen Weines ihm ein Glas geboten.  
 Wir wollen seh'n, ob er des Kawus Kai,  
 Ob eines Andern er gedenkt dabei!  
 Ein Becher ward alsbald herbeigehafft,  
 Zum Rand gefüllt mit edlem Rebenjaft,  
 Und Rustem leert' ihn auf das Wohl des Schah's,  
 Nicht einen Tropfen ließ er in dem Glas.  
 Von Neuem füllte nun ein junger Schenke  
 Den Becher ihm mit köstlichem Getränke,  
 Doch Rustem sprach: Mir mündet kein gebrauter  
 Gemischter Trank, der Wein sei rein und lauter,  
 Kein Wasser mag ich leiden in dem Becher,  
 Der edle, alte Wein wird dadurch schwächer.  
 Bisguten\*\*) gab dem Schenken einen Wink,  
 Und sprach dann: Hier ist reiner Wein, nun trink!  
 Das Jelt erklang von frohem Wiederseh'n  
 Und über Rustem's Jechen saunten Alle!

Uebrigens dürfte es fraglich sein, ob man den Theil des Heldenbuches, der mit dem Schah Lohrasp beginnt und in dem Zsfindiar die hervorragendste Person ist, noch

\*) Der erste Schah aus der Dynastie der Sajaniden.

\*\*) Zsfindiar's Bruder.

eigentlich zu den alten Heldensagen rechnen kann. Wir haben selbst in Isfendiar es bereits mit einem Wesen zu thun, das vermuthlich auf priesterlicher Erfindung beruht und geschaffen wurde, um den alten heidnischen Helden der Urzeit (denn im Sinne der Ormuzd-Religion konnten sie so genannt werden) entgegengestellt zu werden. Mit Isfendiar selbst ist dies einigermaßen gelungen, wenn auch fast alle einzelnen Züge entlehnt sind; bezeichnend aber für die Unfähigkeit der Priester, das wahrhaft Große an Helden und Königen zu fassen, ist die Figur des Schah Gushatasp selbst, des Beschüfers Zoroaster's, der an Erbärmlichkeit und Nichtswürdigkeit des Charakters nichts zu wünschen übrig läßt und durchaus das Urbild eines orientalischen Despoten ist. Auch hat die alte Heldensage einen Abschluß, wie er nicht herrlicher gedacht werden kann; „das Verschwinden des Kai Khosru“. Als Kai Khosru sechzig Jahre regiert hat, wird er der Welt überdrüssig und geräth in Furcht, daß er bei längerem Leben in Sünden und Verbrechen fallen möge:

Wenn nun auf einmal sich mein Geist verblendete,  
Wenn ich mich plötzlich ab vom Herren wendete, —  
Dann würde Gottes Gnade von mir weichen,  
So daß man mir vom Haupt die Krone risse,  
Daß ich einging in ew'ge Finsternisse  
Und, während mich der Weltenherr verstieße,  
Auf Erden einen bösen Namen ließe.  
Erblassen würde meiner Wangen Schein,  
Im schwarzen Staube modern mein' Gebein';  
Ein Anderer würde meinen Thron bestiegen,  
Ihm würde sich mein Glückstern hold bezeigen,  
Indeß mein Geist, der tief von Schuld unnachtete,  
Für immer in dem dunkeln Jenseits schmachtete —  
Rein, nicht sei dies das Ende meines Lebens,  
Nicht dies die Frucht so vielen Mühs'ns und Strebens!  
Da ich die Welt zu ihrem Glück regiert,  
Die Rachehat für Sijawukh vollführt,  
Da ich geherrscht als alles Guten Wächter.  
Als Schreck der Sünder und der Gottverächter,  
Da Wüsten nicht und Keder nicht geblieben,  
Auf die mein Schwert den Lehubrief nicht geschrieben,  
So ziemt mir nun dem Herren Dank zu bringen,  
Daß er dies Alles, Alles lieb gelingen!  
Mir ziemt es, in das Heiligemach zu treten,  
Und weinend zu dem höchsten Gott zu treten,  
Daß er aus diesem Glücke meinen Geist  
Begnähme, um zum Heil, daß er verheißt,  
Ihn an der Sel'gen Aufenthalt zu führen.  
Einmal muß ich die Krone doch verlieren,  
Und höher hat es Keiner noch an Macht,  
An Größe, Ruhm und Glück, als ich gebracht.  
Das Weltgeschick, von Lust und Leid erfüllt,  
Hat sein Verborgenstes an mich enthüllt:  
Ob Adersmann, ob König Einer sei,  
Vom Tod, dem letzten Ziel, ist Niemand frei.

Nach langen Andachtsübungen erhält Kai Khosru vom Himmel eine Botschaft, daß er binnen Kurzem dorthin beschieden werden solle. Die Großen, denen er dies mittheilte, stellen ihn zur Rede, da sie glauben, daß Hochmuth ihn anstachele, seine Antworten sind aber so fromm und demüthig, daß sie ihren Irrthum einsehen und um Verzeihung bitten. Er übergibt nun den Thron an den Vohrasp, bestätigt die Großen in ihren Lehren und Würden, vertheilt seine Schätze. Nun macht er sich auf den Weg ins Gebirge, um die Reise zum Himmel anzutreten. Seine Pehlewanen begleiten ihn; er mahnt sie ab wegen der Fährlichkeiten des Weges und da sie doch nicht mit in den Himmel könnten, aber nur drei, Rustem, sein Vater Sal und Gaders hören darauf. So ziehen die Andern unter vielen Mühsalen weiter. Eines Abends rasten sie an einer Quelle und Kai Khosru sagt ihnen, er werde nunmehr entschwinden, sie aber möchten schleunigst umkehren, bald breche ein Schneesturm herein, dann werde der Weg unsfindbar sein.



Den Helden füllte sich das Herz mitummer  
 Und traurig streckten sie sich hin zum Schlummer.  
 Als ob den Bergen in den Morgenstunden  
 Die Sonne stieg, da war der Schah verschwunden.  
 Die Großen suchten ringsum ihn und spähten,  
 Ob in dem Sande, den sein Fuß betreten,  
 Sich irgendwo ein Zeichen von ihm fände.  
 Sie forschten in der Wüste, doch am Ende,  
 Da von Kai Khosru keine Spur zu schauen,  
 Nichts zu erspäh'n war, gingen sie mit Grauen  
 Betrübt und nicht begreifend das verworr'ne  
 Geschid, von Neuem zu dem Wasserborne.

„Weiß ist der Boden, warm die Luft und hell  
 Und müd' sind wir, was schieben wir so schnell?  
 Wir wollen ruhen, Speisen erst genießen,  
 Und ehe wir zum Aufbruch uns entschließen,  
 Nochmals zur Quelle gehn!“ Drauß stiegen wieder  
 Sie zu dem Rand der klaren Quelle nieder.  
 Noch lange von Kai Khosru sprachen sie.

Von Speise, was sich fand, genossen sie,  
 Und dann zum Schlaf die Augen schlossen sie.  
 Auf einmal brach ein Sturm herein, der Bogen  
 Des Himmels ward von Wolken schwarz umzogen.  
 Schnee fiel; weiß wie ein Segel ward die ganze  
 Erdsfläche, kaum noch, daß man eine Lanze  
 Auftragen sah; die Ritter wurden Alle  
 Vom Schnee begraben, der in dichtem Falle  
 Herniederstob; sie lagen brunnenstief  
 Berenkt; erst regte noch, indem er schlief,  
 Sich Einer noch, doch endlich widerstanden  
 Sie nicht und ihre Lebensgeißter schwanden.

Sonderbar ist, daß die Helden, welche sich retten, und, wie schon oben bemerkt, in die zoroastrische Zeit fortleben, eigentlich schon für Kai Khosru Helden der Vorzeit sind, denn selbst Rustem zählt schon hunderte von Jahren. Es ist als wenn das Volk sich von diesen seinen Lieblingsgestalten noch immer nicht hätte trennen mögen und sie erst sterben läßt, als das Zeitalter der Wirklichkeit und Prosa sie unmöglich macht. Daß dieses aber mit Zoroaster anbrach (so märchenhaft derselbe sich für uns ausnimmt), ergibt sich aus der Notiz, daß seit Zoroaster die Dämo (die bösen Geister) sich nicht mehr auf Erden sichtbar zeigen könnten. Stimmt das nicht merkwürdig mit dem Glauben des deutschen Landmannes überein, daß irgend ein geschichtlicher Held die Riesen und Zwerge vertrieben habe, wie man es in Pommern z. B. von Friedrich dem Großen, in anderen Gegenden auch von Napoleon erzählt. Was übrigens den oben berichteten Ausgang der iranischen Heldensage betrifft, so mag noch daran erinnert werden, daß sich auch im Mahabharata ein ähnliches Motiv findet. Die Söhne Pandu's verlieren sich bekanntlich schließlich in den Himalaya und erstarren dort im ewigen Eise.

Es ist ein melancholischer Ausgang, aber melancholisch ist so ziemlich Alles, was die Volkssage berichtet. Sie kennt neben dem Idyll nur die Tragödie, freilich nicht die ausgeklügelte Konflikttragödie der Modernen, sondern jene Urtragödie, deren Motto das Wort des Mephistopheles ist:

Denn Alles was besteht,  
 Ist werth, daß es zu Grunde geht,  
 Und besser wär's, daß nichts entstünde.

Wie könnte dann aber auch der naive Mensch anders fühlen? Daß die Idylle der Liebe oft zu einem glücklichen Abschlusse kommt, sieht er, wenn Zwie, die sich liebten, Hochzeit machen; aber König und Bettler, Held und Feigling müssen schließlich ins Grab hinein. So wirft der Tod selbst auf die Liebe seinen Schatten, auch sie muß mit Leiden enden, wie dies ja der Grundgedanke des Nibelungenliedes ist. Die persische

Heldenjage unterscheidet sich in einer Beziehung von der deutschen — sie bringt selbst ein Verhältniß zum tragischen Ausgang, das wenigstens bei uns ein idyllisches Ende nimmt. Es ist dies der Kampf zwischen Vater und Sohn, wie ihn unser Hildebrandslied schildert. Hildebrand und Hadubrand erkennen sich schließlich; aber Ruftum und Sohrab erkennen sich nicht, das tödtliche Schicksal vernichtet eine Möglichkeit nach der andern, die sie ausfühnen könnte, und erst als es zu spät ist, erfährt der beklagenswerthe Vater, daß er den eigenen Sohn getödtet hat. An Liebesidyllen ist dagegen kein Mangel, man denke an „Sal und Rudabe“, an „Bischen und Menische.“ Die häufigste Figur ist aber diejenige, welche wir oben gewissermaßen als den ermordeten Sonnenhelden bezeichnet haben: zuerst Frebsch, der von seinen Brüdern Salm und Tur getödtet wird, dann der herrliche Sijamusch, die erhabenste Gestalt des ganzen Sagenkreises und endlich auch Zsfendiar.

Daß der Grundton Firdusi's deshalb ein durchaus trübsinniger, pessimistischer ist, kann weiter nicht auffallen. Mit der „unbesümmerten Lebensfreude“ der Urwelt ist es überhaupt nicht so weit her, und wer etwa die Helden derselben nur so darauf los leben lassen wollte, würde sehr wenig dem Vorbilde entsprechen, wie es etwa Ilias und Nibelungenlied geben. Es scheint mir deshalb der Versuch (Spiegel's\*), die pessimistische Weltanschauung des Königsbuches aus den Ansichten einer gewissen joroastrischen Sekte, der Zervaniten, abzuleiten, ziemlich unnöthig; diese ist durch die Sagen selbst von vornherein gegeben. Wenn sie aber, was nicht zu leugnen ist, bei Firdusi weit energischer auftritt, als in der epischen Dichtung irgend eines andern Volkes, so liegt das einmal in der Entwicklung, welche die Sagen selbst durchgemacht, weiter in dem Verhältniß, in welchem Firdusi zu denselben stand.

Es kann in dieser Hinsicht keinen größeren Unterschied geben, als zwischen der Sagenwelt der Inder und der Perser. Bei den Indern ist selbst der Bestandtheil ihrer epischen Sagen, der geschichtlich war, zum Mythos geworden, während die Perser den Mythos selbst zur Geschichte auseinander gezogen haben. So wird im Ramajana aus den Kriegszügen ins Dekhan und der Eroberung von Ceylon ein Kampf mit dem Dämonen Marana und die schwarzen Ureingeborenen sind zu Unterthanen des Affenkönigs Turan geworden. Umgekehrt sind in Persien in Folge des ethnischen und geschichtlichen Gegensatzes zwischen Iran und Turan selbst die Dämonenkämpfe, welche ursprüngliches gemeinsames Besitzthum aller arischen Stämme sind, zu historischen Ereignissen, zu Episoden dieses großen historischen Kampfes gemacht. Das Hauptmerkmal am Begriffe des Geschichtlichen ist nun jedenfalls das, daß es außerhalb des Einzelnebens liegt, daß dies ihm unbedingt geopfert wird. In dem Sagenkreise der mit dem Verschwinden des Kai Rhostru endet, ist dieser geschichtliche Begriff streng durchgeführt, Alles strebt dem letzten Ziele zu, dem Siege Zrans über Turans und somit hätten wir hier an und für sich in nuce ein Abbild der Weltgeschichte, von außen betrachtet, durchaus ein Optimum. Allein der natürliche Mensch ist nun noch nicht so von philosophischen Sophismen beherrscht, daß er aus der Erreichung dieses letzten Zieles ein Trostmittel für die herleitete, die um dasselbe leiden und sterben mußten. Ja, er weint nicht nur über Sijamusch Thränen, sondern selbst über das Unheil, welches Turans großen König Afrasieb trifft, so daß im Einzelnen sich stets der Pessimismus Bahn bricht. Aber die Sage spannt sich weiter fort, sie zeugte aus sich selbst heraus neue Zeitalter. Diesen folgten die wirklich historischen und immer noch blickten die Perser von diesen herab auf sie zurück. Es ist, als wenn die beiden arischen Nationen Afiens, die Inder und Perser, nicht sterben könnten. Die Inder jedoch haben sich diese Unsterblichkeit leicht gemacht; sie vergessen consequent alles Geschichtliche — haben sie doch nicht einmal eine Erinnerung mehr an die Entstehung und den Untergang des Buddhismus. Die Perser hingegen kränken nicht nur ihnen, sondern auch den europäischen Völkern gegenüber an einem allzustarken historischen Gedächtniß (es versteht sich, daß wir dabei nur an das historisch-poetische Volksbewußtsein denken, und nicht etwa an die durch

\*) Iranische Alterthumskunde. II. 192.

Gelchrtheit vermittelten Kenntnisse). So ist denn der oben citirte Spruch aus Faust für sie der Weisheit letzter Schluß geworden. Daß dies heute noch ganz anders der Fall ist, als vor neun Jahrhunderten, zur Zeit Firdusi's, ist begreiflich. Die Wirkungen dieser Anschauung auf den Volkscharakter schildert uns vortreflich Graf Gabeineau in seinen beiden Büchern „trois ans dans l'Asie“ und „les religions et philosophies de l'Asie centrale.“ Man stelle sich nur vor, daß der jetzige Schah seinen Eintritt in das Gotteshaus von der Geistlichkeit erkaufen muß, weil er nicht legitim, d. h. kein — Sassanide ist. Welches Gedächtniß! Daß ein Volk, das so viele Reiche auf und nieder- gehen sah, bald sich selbst halb Asien beherrschend erblickte, wie noch jüngst unter Schah Nadir, bald zu Boden getreten und fast ohne die Möglichkeit noch zu athmen, nur noch Resignation und Passivität kennt, und wie ein Zuschauer die Weltereignisse geschehen läßt, ist, wenn auch beklagenswerth, doch begreiflich. Wenn nun auch Firdusi vor Dschingischan und Timur lebte, so sah doch auch er bereits auf eine Vergangenheit zurück, die es erklärt, daß auch er Alles mit jenem gesteigerten historischen Pessimismus betrachtet. Er wird nicht müde, die Lehre von der Vergänglichkeit und Wichtigkeit alles Irdischen einzuprägen, die Gefühllosigkeit und Tücken des Schicksals anzuklagen, das nicht frage, ob Jemand tugendhaft ist oder ein Bösewicht, ob er an Ahriman glaubt oder Gott den Einen. Es ließe sich ein ganzes Brevier solcher Stellen allein aus den von Schah übersehten Theilen des Schahname zusammenstellen — wir citiren aufs Geratewohl als Beispiel:

- I, 144. Und Alles war vorbei! — die du ihn nährtest,  
Am deiner Brust, o Welt, warum gewährtest  
Du ihm nicht Rettung? Schüdest du denn Keinen?  
Dein Treiben und dein Thun muß ich beweinen!  
Und du, o Mensch, sieh mit geträubtem Blick  
Mit Gram und Sorge auf dies Weltgeschick.
- II, 240. Nach rechts und links mich auf der Erde wend' ich,  
Wo aber, sagt mir, einen Haltpunkt fand' ich?  
Der Eine frevelt und wird reich beglückt,  
Als Sklave liegt die Welt vor ihm gebückt,  
Der Andre thut nur Gutes und zum Dank  
Läßt ihn das Schicksal weilen, sich und krank.  
Doch klage nicht um dieses Sein hienieden,  
Daß es nicht süden Deiner Seele Frieden;  
Seit Anbeginn war es verrätherisch,  
Von tausend Widersprüchen ein Gemisch,  
Und wißt, ihr, die ihr hier auf Erden irrt,  
Nur kurz währt, was aus ihm geboren wird.
- III, 118. So ist die Welt voll Trug und Gleichnerei,  
Im Drangsal steht sie Keinem siegreich bei,  
Was sie verspricht, bewährt sie nicht durch Thaten,  
Ihr zu vertrauen läßt sich Keinem raten.

Aber diese Stimmung hat Persien nicht abgehalten, von Zeit zu Zeit aufs Neue eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen. Wollen wir selbst Nadir Schah, der, wie der heutige Gebieter Persiens, von Abstammung ein Turanier war, nicht mitrechnen, so liegt doch die Zeit Abbas des Großen nicht so gar weit zurück, und wer sich einmal mit den großartigen Gebäuden dieses Fürsten in Ispahan bekannt gemacht und damit die Zustände des heutigen Teheran vergleicht, der sieht, was Persien sein kann und was es ist. Auch die Heldenjagen schildern uns ähnliche Niedergänge der Iranier vor Allem in der (von Schah nicht übersehten) Sage vom Sohak, welche vermuthlich eine Erinnerung an die Herrschaft der Semiten der Euphratländer über Persien ist. Also aber lautet die Geschichte von der Befreiung des Landes. Sohak, der Tyrann mit den Schlangen auf seinen Schultern, welche täglich mit Menschenhirn gefüttert werden mußten, berief eine Versammlung seiner Großen und forderte sie auf ihm ein Zeugniß auszustellen des Inhalts, daß er stets nur das Gute und Rechte wolle und es ausübe. Und wirklich, so

sehr war die Wahrhaftigkeit und der Muth der Großen gesunken, daß sie sich nicht scheuten, dies Schriftstück durch ihre Namensunterschrift zu bekräftigen. Da hörte man, während die Versammlung noch vereint war, von außen des klägliche Geschrei eines Bedrückten, der kam, um bei dem Könige sein Recht zu suchen. Es war Kawe, der Eisenschmied aus Ispahan, den man alle seine Söhne bis auf einen genommen hatte, um die Schlangen des Königs damit zu füttern und dem man jetzt auch diesen letzten entreißen wollte. Der König erkannte die Rechtmäßigkeit seiner Klage an und gab ihm seinen Sohn zurück, dafür aber verlangte er, auch Kawe solle seinen Namen unter das Zeugniß setzen, welches die Großen des Reiches soeben ausgestellt hatten. Als aber Kawe dies Zeugniß gelesen, schrie er laut auf und machte Jenen wegen ihrer Freigebigkeit zornige Vorwürfe. Er erklärte, niemals ein solches Schriftstück unterschreiben zu wollen, trat dasselbe mit Füßen und verließ mit seinem Sohne den Audienzsaal. Erstaunt fragten die Großen den Sohak, wie er einen so kühnen und trotigen Mann ungefährdet ziehen lassen könne, der sich ohne Zweifel sofort zu Feridun (dem Abkömmling der rechtmäßigen iranischen Könige) begeben werde. Da gestand Sohak, beim Sprechen Kawe's habe sich seiner eine unaussprechliche Angst bemächtigt und ihm geschienen, als ob sich ein eiserner Berg zwischen ihm und jenem aufthürme, so daß es unmöglich war, demselben ein Leid anzuthun. Kawe wirkt nun offen zum Aufstande. Das Fell, mit welchem die Schmiede bei der Arbeit ihre Füße zu schützen pflegen, wird das Banner, um welches sich Feridun's Anhänger schaaren. Dieser läßt es mit Edelsteinen reich verzieren und macht es zum Reichsbanner\*).

Als solches sehen wir das Fell des Schmiedes von Ispahan in allen Schlachten zwischen Iran und Turan bei Firdusi den Iranern vorangetragen. Wir würden überhaupt irren, wenn wir annähmen, jener historische-philosophische Pessimismus thäte irgendwie dem Kampfesmuth und dem Stolze auf die Rationalität Eintrag. Beide sind trotz alledem der Lebensathem von Firdusi's Helden. Und ich meine, eine Nation die sich solcher poetischer Erinnerungen und eines gewaltigen Dichters, wie Firdusi rühmen kann, wird nicht elend dahinsiechen und verkommen, ich meine auch für Persien wird es noch einen Auferstehungstag geben, zumal neben den eigentlichen Persern noch zahlreiche iranische Stämme — wie Kurden, Afghanen u. v. vorhanden sind, die sich noch der vollsten, man möchte sagen rohesten Jugendkraft erfreuen.

Hochbedeutend ist die Erklärung, welche die heutigen Parser der Sage vom Kawe geben. Diefen zufolge ist es die Macht der aufrichtigen Sprache und der Wahrheit, die durch Kawe's Beispiel sinnbildlich dargestellt wird und dieser gegenüber ist Sohak und sein lügenhafter Hof gänzlich ohnmächtig. Soll Persien sich regeneriren, so muß die aufrichtige Sprache und die Wahrheit wieder zu Ansehn gelangen. Schlimmer noch als die Verkommenheit des Landes ist die Verlogenheit des Volksgeistes. Der Mohammedanismus ist nicht nur für den sittlichen Ruin der Nation verantwortlich, er ist vor Allem eine große Lüge. Nicht nur, daß die Perser officiell als Schützen seine Dogmen so umgewandelt haben, daß kaum etwas von der einfachen Religion des Krabers übriggeblieben ist, selbst dieser Rest ist ihnen so wenig sympathisch, daß man als die eigentliche Religion des Landes die systematische Heuchelei bezeichnen könnte. Ich verweise in dieser Hinsicht auf die bereits genannten Bücher des Grafen Gabeau. Der Mohammedanismus paßt eben gleichwenig für das Gemüth der Nation, wie die arabische Schrift für ihre Sprache. Daß übrigens der Geist der Wahrheit nicht ganz erstorben ist, daß er bereits Zeugen für seine Existenz gestellt hat, das beweisen die mannigfachen religiösen Bewegungen, welche Persien in diesem Jahrhundert durchgemacht hat. Noch freilich litten dieselben an phantastischer Ueberschwenglichkeit und scheiterten deshalb selbst an jener traurigsten aller Wirklichkeiten, in dessen ich zweifle nicht, daß dereinst noch das einfache gerade Wort gefunden werden wird, welches die notwendige Ummwälzung vollbringt und dem Volke Firdusi's ein menschenwürdiges Dasein zurückgewinnt.

\*) Spiegel, l. c. I. 539 ff.

## Lesefrüchte.

Plaudereien

von F. Groß.

Erschrecken Sie nicht. Die Ueberschrift dieser Zeilen läßt Furchterliches ahnen: eine Sammlung von Citaten, von Erinnerungen an „Efelsöhren“, mit denen man seine Lieblingsbücher geschmückt hat, eine Collection von sinnigen Aussprüchen berühmter Schriftsteller, kurzum eine Art von Anthologie im Kleinen, wie die „Dichtergrüße“ oder „Deutschlands Töchteralbum“ im Großen sind. Der Schein trägt. Unter „Lesefrüchten“ verstehe ich keine Zusammenstellung von Fettaugen unserer Literatur und Poesie, sondern einige Betrachtungen, auf welche ich durch jahrelange Lectüre gebracht wurde.

Die meisten Leute denken sich irgend etwas, wenn sie Bücher lesen, oft sogar mehr als diejenigen, die sie geschrieben, aber je nach Naturell und Denkart, gewinnt der Leser erheiternde oder betrübende Eindrücke, denn er liest sich — nach Goethe — in das Buch hinein, aus dem Buche heraus . . . Junge Damen namentlich, die eine Reichbibliothek ins Herz geschlossen haben, freuen sich unsäglich darüber, wenn man vor ihren Augen einen Chimborasso neuester Belletristik aufstürmt, um ihnen die Wahl zur Qual zu machen.

„Ist sonst nichts erschienen?“ fragen sie dann in der Regel, und sie verzeihen es der Marlist nie und nimmer, daß sie nicht jeden Samstag einen Band von sich gibt.

„Wie anders wirkt das Reichen auf mich ein!“ Ein unheimliches, banges Gefühl überfällt mich, sehe ich die Menge von neuen Erzeugnissen der schönen Literatur, diese täglich steigende Sintfluth von Vers und Prosa, von Roman und Drama. Mir ist, als erkennte ich in der Buchdruckerkunst den Zauberlehrling, der die Geister, die er rief, nicht mehr zu bannen vermag. Immer gespenstischer wächst diese Fluth, wächst dem Gebildeten über den Kopf, und als immer wiederkehrende Lese Frucht drängt sich mir die Frage auf: Was endlich?“

Wie es Leute gibt, die aus Furcht vor dem Tode allen Leichenbegängnissen ausweichen, so gehe ich Verlagskatalogen aus dem Wege, denn jeder von ihnen bedeutet mir unerträgliche Zukunftsmaß. Nicht als bezweifelte ich, daß auch künftighin Werthvolles und Interessantes auf den Büchermarkt gelangen werde — nein, aber ich schauere davor zurück, wie dieses Werthvolle und Interessante sich vermehren, bis der einzelne Mensch endlich als hilf- und rathloses Zwerglein der Weltliteratur gegenübersteht . . .

„Was endlich?“ Gibt es für die Literatur einen Ruhepunkt, einen Höhepunkt? Strebt sie gewissen Zielen zu, und wird mein Enkel, der ihre Ziele kennt, der Mühe enthoben sein, die Wege, welche sie zurücklegen mußte, zu studieren? Wohin soll die stets sich erneuernde Produktion eigentlich führen? Wird die Menge des Lesenswerthen nicht endlich derart zunehmen, daß ein Menschenleben nicht hinreicht, um es dem Geiste eines Sterblichen einzuprägen?

Freilich, eine große Anzahl von modernen Produkten lebt wie die Eintagsfliege. Kommen und Verschwinden ist das Werk kurzer Zeit. Der Weise von Frankfurt stellte mit seiner harten Unerbittlichkeit fest, daß die meisten Bücher besser ungeschrieben gelieben

wären, und daß die Zahl der guten Bücher sich zur Zahl der schlechten verhalte wie 1:100,000. Aber diesen Biffersatz einmal auf seine natürliche Größe reducirt, wird man zugestehen, daß selbst das Gute der neueren literarischen Hervordbringungen nach zwei oder drei Jahrhunderten einen derartigen Umfang erreichen muß, daß nicht leicht Jemand auch nur die Literatur seiner eigenen Nation gründlich kennen wird. In China gilt Jeder, der perfekt zu lesen versteht, als Mann der Gelehrsamkeit; ich sehe die Zeit voraus, da man in Europa einen Fachmann, der die Titel auch nur der allerbedeutendsten Literaturerscheinungen seiner Nation herzufagen weiß, unter die Weisesten zählt. Zur Zeit Napoleon III. rechnete ein Franzose, der nichts Besseres zu thun hatte, aus: ein Mensch, der täglich vierzehn Stunden lese, brauche achthundert Jahre, um sämtliche Bücher der kaiserlichen Bibliothek zu Paris zu lesen. Und dabei ist vergessen worden, zu sagen, daß in diesem Falle nur die schon vorhandenen, aber nicht die noch zu erwartenden Bücher in Betracht kommen dürfen. Der Zeiger an der Uhr steht nicht stille. Ein Tropfen nach dem anderen rollt in den Ozean. So ist's mit der Literatur. Indem man das Neue kennen lernt, ist dieses auch schon durch Neues überholt, und indessen ich ein von der Druckerschwärze noch feuchtes Buch ausschneide, arbeiten tausende Pressen, um Bücher, die ich noch nicht kenne, zu erzeugen, und zur selben Minute schaffen Poeten und Autoren in ihren Winkeln rastlos weiter, um den Druckpressen wieder neues Material zu liefern, und wenn ich diese schwindelerregende Perspektive ausdenke, kommt mir die Frage auf die Lippen:

„Wie wird die Bibliothek meines Enkels beschaffen sein?“

Man bedenke, daß die literarische Schaffenslust wächst, daß heute mehr geschrieben wird als je und daß dem neuen Buche ein Buch über das Buch und allenfalls auch ein Anti-Buch gegen das Buch über das Buch auf dem Fuße folgt.

Zimmermann's „Münchhausen“ erzählt von einem französischen Schriftsteller, daß er „mit der linken Hand die Blätter des pergamentenen Folianten umschlug, der vor ihm lag“ und mit der rechten gleichzeitig ein Buch darüber oder daraus schrieb, so daß, wenn er „links ein Folio fertig gelesen hatte, ihm rechts ein Octavband abgegangen war.“ Seit Anno Zimmermann hat sich die Schreibsucht noch wesentlich gesteigert, mit ihr aber auch die Menge der Anthologien — ein charakteristisches Zeichen der Zeit. Schon heute wagen Tausende sich nicht mehr direkt an die kasstische Quelle heran; sie lieben es, sich einen Extrait aus den herrlichsten Dichtungen, einen Parfum aus allen erdenklichen Gattungen Poesie — so eine Art Eau de mille génies — bereiten zu lassen. Die Zukunft aber gehört ganz und gar der Anthologie, oder eigentlich den Anthologien aus den Anthologien.

Die Wissenschaft erwirbt, aber sie verzehrt auch. Die Literatur sammelt nur an, und eines Tages wird sie mit dem, was sie zusammengescharrt, wahrlich nichts zu beginnen wissen. Die Wissenschaft vervollkommnet sich. Die Literatur erweitert sich nur. Der Astronom von heute mag über die Vorstellungen der Pythagoräer lächeln, denn er weiß mehr als diese. Aber kein neuerer Dichter wird verfehlen, sich vor Homer in den Staub zu beugen, denn er macht es nicht besser als dieser. Die Literatur entdeckt keine neuen Gesetze, welche ältere aufheben, sie repräsentirt in der geistigen Welt ein Unendliches. In den Naturwissenschaften kann ich eine hohe Stufe erreichen, ohne mich etwa in den geocentrischen oder anthropocentrischen Irrthum vertieft zu haben. Ich kenne die Literatur nicht, wenn ich nicht ihre frühesten Aeußerungen — insoferne sie vorhanden — in mich aufnehme. Was ich hier meine, hat Viktor Hugo, dessen Sache sonst die Präcision allerdings nicht ist, klar und bestimmt ausgedrückt: „Ein Gelehrter verdrängt den anderen, aber ein Dichter verdrängt nicht den anderen.“ Hugo will damit die Erhabenheit, die Unvergänglichkeit dichterischer Schöpfung kennzeichnen. Für den Zweck dieser Zeilen beweist der citirte Ausspruch aber nur, daß die Frage: „Was endlich?“ dem mit Literatur, aber nicht dem mit exakter Wissenschaft Beschäftigten sich aufdrängt.

In tausend Jahren, wenn Darwin's Theorie einmal in Fleisch und Blut der Menschheit übergegangen, einmal ihre letzten Konsequenzen gezogen hat, und in nichts

mehr bloße Hypothese ist, dann wird man kaum mehr zu lesen brauchen, was Darwin selbst geschrieben. Man schaut dann weithin in die Runde von der Spitze eines Thurmes, zu welchem Darwin den Grundstein gelegt. Den letzteren zu betrachten, mag Einem dann erspart bleiben. Aber in tausend Jahren, und hätte es inzwischen Dichterhéroen zu Duzenden gegeben, wird der Gebildete nach wie vor die Pflicht haben, die „Odyssee“ und die „Iliade“, „Faust“, „Wahlverwandtschaften“, „Wallenstein“ und „Hamlet“ zu kennen — all' die Perlen, an denen wir uns heute ergötzen, und denen bis dahin andere Meisterwerke gefolgt sein werden. Woher wird aber der Gebildete Muse, Kraft des Geistes und Körpers, Ausdauer, Geduld nehmen, woher ein so langes Leben, um in Sachen der Literatur auf dem Laufenden zu bleiben?

Man wird noch und noch dahin kommen, ein sehr sinniges Projekt Giacomo Leopardi's zu verwirklichen. Der düstere, italienische Dichter machte den Vorschlag zur Errichtung eines „Ateneo di ascolazione“, in welchem Dichter ihre Werke gegen Bezahlung vorlesen — das heißt: sie bezahlten jedem Besucher eine bestimmte Gebühr, und schläft der Zuhörer ein, so hat dieser ein Drittel des erhaltenen Betrages zurückzuerstatten. Das Mittel ist nicht übel, um dem Ueberwuchern werthloser Publikationen zu steuern. Vom Schlechten und vom Mittelmäßigen sehe ich ohnehin schon ab, indem ich an die Zukunft denke. Selbst die Perspektive auf das Gute macht den Kopf wirbeln. Was soll geschehen, auf daß nicht einstens, Dank der Literatur, die ganze Welt zu einer einzigen, riesigen Irrenanstalt werde? Soll ein neuer Amru alexandrinischen Andenkens sämtliche Bibliotheken, Buchhandlungen und Buchdruckereien der Erde vernichten? Sollen wir zum Naturzustand von Rousseau's Musterschöpfung zurückkehren? Sollen wir von der Vorsehung erbitten, sie möge unsere Enkel alt werden lassen wie Abraham und Naak, damit sie sich in der Literatur zurechtfinden?

Scherz bei Seite, ich glaube, der Staat wird sich einmengen müssen, um da einen gordischen Knoten zu zerhauen, er wird daran gehen müssen, eine Weltkonferenz von Juristen einzuberufen, und von dieser Gesetzesvorlagen ausarbeiten zu lassen, welche dann von den einzelnen Landesregierungen aufzugreifen und zu sanktioniren wären. Vor Allem muß der Gesetzgeber festsetzen, in welchem Alter man beginnen dürfe, nicht-wissenschaftliche Bücher zu lesen. Die Lektüre selbst wird auf verschiedene Klassen und Kasten der Gesellschaft vertheilt, und auch nach Geschlecht und Altersstufe muß der Lese-stoff gewählt werden. Hiedurch ist die Eventualität vermieden, daß in den Menschenköpfen eines Tages eine Verwirrung entstehe, wie beim Thurmbau zu Babel, und der oder die Einzelne lernt dabei doch einzelne Literatur-Zweiglein kennen. Alle zehn Jahre findet ein großes Auto-da-fé statt, bei welchem alle jene Bücher Vernichtung erfahren, die von einer behördlichen Kommission als überflüssig erkannt wurden. Die einmal verbrannten Bücher dürfen weder neu gedruckt noch in Abschriften weiterverbreitet werden; wer Exemplare von denselben besitzt und sie nicht der Behörde abliefern, verfällt einer Geld- oder Freiheitsstrafe. Der Staat schreibt Jedermann vor, wie viele Bücher er höchstens kaufen darf — welcher Schmerz für das deutsche Publikum! — und nur gegen amtlichen Erlaubnißzettel ist ein Buchhändler berechtigt, Druckschriften anzufolgen. Die Leihbibliotheken werden geschlossen; an Mittellose vertheilt die Behörde Bücher, sowie letztere auch Leute anstellt, die über Literatur-Fragen Auskünfte ertheilen, unter Anderem einen Staatsbeamten, welcher die Namen aller in Deutschland erscheinenden kritischen Blätter auswendig weiß. Für eine wichtige Bestimmung halte ich es auch, daß jeder Staat unerbittlich daran festhalte, soviel Bücher, und nicht um eines mehr, dürfen innerhalb seines Bereiches veröffentlicht werden. Bei Bestimmung der betreffenden Zahl müßten die Rathschläge von Nervenärzten und Psychiatern Beachtung erfahren, denn schreiten Produktion und Verlest progressiv fort, so muß mein Enkel über seine Bibliothek verrückt werden!

Die hier nur angedeutete Idee der Staatshilfe in dieser Frage sei den deutschen Gesetzgebern dringend empfohlen. Schreiber dieser Zeilen wird sich belohnt fühlen, wenn auf seine bescheidene Anregung hin ein „Deutsches Literatur-Reichs-Ami“ zu Stande kömmt.

## Zur Philosophie des Unbewußten.

Von D. S. Seemann.\*)

Sieben Aussagen hat sie erlebt und viel von sich reden gemacht, die Philosophie des Unbewußten, was lehrt sie denn eigentlich? Das läßt sich recht kurz zusammenfassen, sie lehrt: Das Unbewußte ist das unbekannte positive Subjekt, in welchem unbewußter Wille und unbewußte Vorstellung in Eins gefaßt sind. Was wir die Welt nennen, ist die Erscheinung dieses unbekanntem Subjekts. In seiner Erscheinung gelangt das unbekannte Subjekt mehr und mehr zum Bewußtsein, daß es den ungeheuern Fehler begangen hat, erscheinen zu wollen, und gibt sich nun Mühe, den begangenen Fehler dadurch wieder gut zu machen, daß es in den ursprünglichen Zustand des Nicht-erschieden-seins zurückkehrt. Zu diesem Zwecke entwickelt das Unbewußte das Bewußtsein bis zu der Stärke, welche genügt, den Willen ins Nichts zurück zu schleudern, schleudert ihn ins Nichts, und damit hat der ganze Prozeß und die Welt ein Ende. Ob für immer, das hängt vom unbewußten Willen ab, der kein Gedächtniß besitzt und das Stück von neuem beginnen kann, sobald er will. —

Mit Trüffeln stellt jeder Koch eine Trüffelpastete her, aber der wahre Meister bringt zerschnittene Korke auf die Tafel, ohne daß die Mehrzahl der Speisenden es merkt. Etwas Aehnliches hat Herr v. Hartmann vollbracht. Allein, wie groß der Erfolg seines Buches auch war, es fand sich eine beträchtliche Zahl denkender Männer, die theils energischen Protest erhoben, theils nur die Achseln zuckten und meinten, die Seifenblase werde von selbst zerplatzen. Da erschien 1872 eine Broschüre: „Das Unbewußte vom Standpunkt der Physiologie und Descendenztheorie.“ Der Verfasser hatte sich nicht genannt. Er beleuchtete kritisch den naturphilosophischen Theil der Philosophie des Unbewußten, sah verächtlich hinunter auf die bisher laut gewordenen Tadler, überschüttete Herrn v. Hartmann mit Lob, vernichtete jedoch vollständig so wesentliche Grundstücke des damals bereits in vierter Auflage vorhandenen Werkes, daß zum mindesten ein totaler Umbau des Ganzen erforderlich schien. Herr v. Hartmann baute indessen nicht um, sondern ließ ruhig die weiteren Auflagen seines Buches verkaufen; entweder hielt er sich nicht für geschlagen, oder das Geschick brachte es mit sich. Der Arbeit des Anonymus spendeten alle diejenigen Beifall, welche die Philosophie des Unbewußten unbrauchbar fanden, Herr v. Hartmann und der Anonymus zusammen genommen, hatten also das gesammte Publikum für sich, — als das Gerücht aufstach, der Widerleger des Herrn v. Hartmann und Herr v. Hartmann, der Widerlegte, seien ein und dieselbe Person. Leute, die mit ernstern Dingen nicht Scherz treiben mögen, wollten an solch eine Mysti-

\*) Wir sind mit dem vorstehenden Aufsatz nicht einverstanden, aber seine geistvolle Schreibart macht uns die Befolgung des „audiatur et altera pars“ zu einer angenehmen Pflicht. Eduard von Hartmann selbst wird einer gegnerischen Stimme, durch welche der Wahrheitskeiser so deutlich durchdringt, mit Aufmerksamkeit zuhören müssen. D. Red.



fication nicht glauben, allein nun hat jeder Zweifel ein Ende. Die Sache ist wahr. Herr v. Hartmann nennt in der Vorrede einer neuen Sammlung von Aufsätzen, die er herausgibt, jene Schrift die seine, und zugleich läßt er ankündigen, sie befinde sich in zweiter Auflage unter der Presse, sie sei „allseitig als die beste unter den zahlreichen Gegenschriften gegen die Philosophie des Unbewussten und als die bedeutendste neuere Leistung auf dem Gebiete der Physiologie der Geistesfunktionen anerkannt;“ in der zweiten Auflage erkläre „der Verfasser den Text der ersten Auflage für eine bloße Zwischenrede in dem literarischen Dialog seiner übrigen Schriftenreihe“ und füge „die betreffenden Erläuterungen und Widerlegungen im Vorwort und in fortlaufenden ausführlichen Anmerkungen hinzu;“ das Werk sei „als Polemit eines Autors mit sich selbst ein Unicum in der gesammten bisherigen Literatur“ und beanspruche „in gleichem Maße das Interesse der Naturforscher wie der Philosophen.“ Der Anonymus streut Herrn v. Hartmanns Weibrauch, Herr v. Hartmann vergilt dem Anonymus Gleiches mit Gleichem, Herr v. Hartmann und der Anonymus sind ein und derselbe, Herr v. Hartmann tritt mit einem neuen System der Philosophie auf, widerlegt sein System, widerlegt dann die Widerlegung und kann das Spiel fortsetzen zu eigenem Nutzen und des Publikums großem Ergötzen, bis Beide, er und das Publikum, oder einer von Beiden es satt bekommen, was lange dauern wird, denn mundus vult decipi und die Nachfrage laßt das Angebot herbei. „Ueber die Verlogenheit des modernen Lebens“ hat Herr v. Hartmann in die „Neuen Monatshefte“ einen sehr pikanten Essay geliefert, und ein umfangreiches Werk über Ethik steht von ihm zu erwarten.

„Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart,“ so lautet der erste Titel der erwähnten Sammlung von Abhandlungen, in welchen der fruchtbare Schriftsteller sich die Brust erleichtert. Diesemal turniert er nicht glimpflich sich selber in den Sand, sondern wehrt sich mit scharfen Waffen „gegen die beachtenswertheften Angriffe seiner verschiedenen Gegner,“ vor Allen sind es F. A. Lange, der zu früh gestorbene Verfasser der „Geschichte des Materialismus“, und dessen Vertreter Hans Reihinger, gegen die er sich zu vertheidigen sucht. Beide sollen ihn vielfach mißverstanden haben, dafür mißversteht er sie auch nach besten Kräften, und seine Kräfte sind wirklich bedeutend. Er hat einen scharfen Verstand, umfassende, wenn auch bisweilen nur oberflächliche Kenntnisse<sup>\*)</sup>, seltene Energie, tropische Unverfrorenheit und, was ihn am meisten auszeichnet, er handhabt den philosophischen Jargon so ungemein virtuos, daß er mit Worten mindestens ebenso geschickt sein Spiel treibt, wie der gewandteste Taschenspieler mit schimmernden Kugeln. Da stehen die Wecher. Unter dem Lange'schen zeigt sich, Jedermann sichtbar, die Lehre, daß unsere Weltanschauung von unserer psycho-physischen Organisation abhängt. Eins, zwei, drei — die unanfechtbare Doktrin ist verschwunden, und statt ihrer zeigt uns der Taufendkünstler unter dem Lange'schen Wecher die Thorheit: die Welt ist „nur die ureigenste Schöpfung“ unseres Geistes (pag. 116). Lange's „Standpunkt des Ideals“ verwandelt sich unter Herrn v. Hartmann's fingersfertigen Händen in „eine Lüge, die wir häßlich hassen sollen“ (pag. 83), und Lange's Nachweis, daß alle Metaphysik nothwendigerweise Dichtung sein müsse, bekommt durch die Escamotirung des Werthunterschiedes der Dichtungen, auf welchen Lange den Hauptaccent legt, und durch welchen er die Kluft zwischen Hirngespinnsten und Ideen aufzeigt, ein völlig verändertes Ansehen. Freilich hat Lange den Werth der v. Hartmann'schen Metaphysik außerordentlich niedrig veranschlagt, er hat sie auf gleiche Stufe mit dem devil-devil des Australnegers gestellt. Herr v. Hartmann weiß zwar unendlich mehr als ein Australnegers und sehr viel mehr als die meisten Europäer, aber wo sein Wissen aufhört, da stellt allemal „das Unbewusste“ zur rechten Zeit ein, wie das devil-devil beim Papua, wenn dessen Erklärungsvermögen zu Ende ist. Auch von anderen Seiten hat Herr v. Hartmann gehört, man brauche „das Unbewusste“ nicht, wo man wisse, und wo man nicht wisse,

\*) Den Beweis findet man in dem originellen Werk „Grenzen der Philosophie“ von Wilhelm Tobias. Berlin 1875. G. W. F. Müller. Seite 178—210.

könne man „das Unbewusste“ nicht brauchen, aber nichts hat ihn so in Harnisch gebracht als Lange's devil-devil.

„Das Unbewusste“ soll zu Stande kommen, wenn man die Prädikate „materiell“ und „bewusst“ verneint, und diese beiden Negationen mit dem Begriff des Seins zusammenbindet; man soll Seiendes denken, das weder materiell noch bewusst ist, und dann nach Herrn v. Hartmann's Behauptung „das Unbewusste“ haben als „ein unbekanntes positives Subjekt“. Er irrt. Verneint man zwei Prädikate, so bekommt man kein positives Subjekt. Verneint man blau und verständig, so hat man alles, was weder blau noch verständig ist, aber „das Nicht-blaue Nicht-verständige“ darf man nicht für ein positives Subjekt ausgeben. Mit dem Rest, der Herrn v. Hartmann nach seinem Verfahren übrig bleibt, steht es noch anders. Er subtrahirt vom Seienden „Materie“ und „Bewußtsein“ und bildet sich ein, er behalte dann „ein immaterielles Unbewusstes“, während, richtig gerechnet, etwas herauskommt, für welches die menschliche Sprache keinen Ausdruck hat. Ueber Herrn v. Hartmann's Substanz später; Spinoza's Substanz hat unendlich viele Attribute, von denen nur zwei für den Menschen erfassbar sind, „Bewußtsein“ und „Materie“. Verneint sie ein Mensch, und Herr v. Hartmann thut es, so läßt er das für ihn Erfassbare los und wähnt das Unfassbare noch halten zu können; er hat aber das Seil abgegeschnitten, an welchem er hing; unrettbar fällt er ins Bodenlose, und kein Wortgeschwätz und Satzgekräusel hilft ihm wieder empor.

Herr v. Hartmann hat beobachtet, daß der Mensch nicht selten gegen die Logik verstößt. Er fragt sich, wie kommt das? Unserer würde antworten: weil das richtige Denken dem Menschen nicht angeboren, sondern eine schwer zu erlernende Kunst ist. Herr v. Hartmann antwortet (pag. 265): „Da das Weltwesen sich thatsächlich sowohl in Weisheit wie in Widersinnigkeit offenbart,“ so hat es das Logische und das Illogische zu seinen beiden Attributen, Nach diesem philosophischen Kraftstück begreift man, weshalb der Autor (pag. 103) sagen durfte: „ich erachte mich berechtigt zu der Behauptung, daß meine Metaphysik die höchste im Entwicklungsprozeß der Wahrheit bisher erreichte Stufe repräsentire, und in diesem Sinne die philosophische Wahrheit unsrer Zeit sei.“

Wir Andern kennen den Willen und die Vorstellung nur als Phänomene bei thierischen Organismen, als seelische oder geistige Vorgänge und Zustände, für Herrn von Hartmann sind sie die unbewußten Attribute seiner unbewußten Substanz. Sein unbewußter Wille, d. h. das Illogische, d. h. das Realprinzip entspricht einigermaßen der extensio Spinoza's, Herrn v. Hartmann's unbewußte Vorstellung, d. h. das Logische, d. h. das Idealprinzip ähnelt der cogitatio. Das Alles weset ursprünglich, ist aber nicht da, — plötzlich tastet der blinde, unbewußte Wille umher, außer ihm weset nichts Anderes als die unbewußte Vorstellung, er packt sie, und in dem Augenblick erscheint die Welt. Das ist Herrn v. Hartmann's Kosmogonie. Nun hat sich der genannte Philosoph aber bewiesen, daß der Wille nicht zugreifen kann, bevor er eine Vorstellung hat, und daß eine Vorstellung nicht da ist, bevor der Wille zugriffen hat, was ist da zu thun? Herr v. Hartmann gesteht selbst (Phil. d. Unb. 1. Aufl., pag. 658), daß er hier in einem Zirkel steckt, und ein gewöhnlicher Mensch läme gar nicht aus ihm hinaus, ihm aber gelingt es — mit Worten und zwar mit folgenden: „Durch den Willen an sich, d. h. sofern er bloße Potenz und nicht actuell ist, kann doch gewiß keine Wirkung (Action) auf die Vorstellung ausgeübt werden, sondern wirken kann der Wille offenbar nur, insofern er nicht mehr bloße Potenz ist. Wenn nun einerseits der Wille als bloße Potenz überhaupt nicht, also auch nicht auf die Vorstellung wirken kann, wenn andererseits das Wollen als eigentlicher Actus erst existentiell wird durch die Vorstellung, und doch die Vorstellung von sich selbst nicht existentiell werden kann, so bleibt nur die Annahme übrig, daß der Wille in einem mittleren Zustande auf die Vorstellung wirkt, welcher zwar dem potenziellen Willen gegenüber sich schon als Actus, dem eigentlichen actualen Willen gegenüber sich aber noch als Potenz verhält, also auch noch nicht im Sinne jenes bestimmten Actus existentiell ist. Ein solcher Mittelzustand ist aber das leere Wollen.“ Ist nicht die ganze „Philosophie des Unbewußten“ ein solcher Mittelzustand?

In der zweiten erweiterten Auflage der Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewußten" (so heißt der zweite Titel der oben erwähnten Schrift: Neufantianismus u. s. w.) hat Herr v. Hartmann auch „Ein platonisches Gespräch“. Wir versuchen es gleichfalls:

Sokrates. Man hat mir gesagt, daß es dir gelungen ist, hinter das Geheimniß der Weltentstehung und des Weltzweckes zu kommen, lieber v. Hartmann; ist das wahr?

Herr v. Hartmann. Allerdings, lieber Sokrates, nur nicht ganz vollständig und nicht ganz sicher. Du weißt ja, daß sich in so schwierigen Dingen immer nur höchste Wahrscheinlichkeit erreichen läßt.

Sokrates. Die aber glaubst du zu haben?

Herr v. Hartmann. Gewiß glaube ich es, bis ich sie gelegentlich einmal widerlege, was freilich nicht ausschließt, daß ich später wieder die Widerlegung widerlege.

Sokrates. Wahrlich, du bist ein seltsamer Kauz! Hältst du diese Mysterien geheim oder hat der Gott dir erlaubt auch Andere in sie einzuführen?

Herr v. Hartmann. Er erlaubt mir alles, was ich thue, und die ganze Welt möchte ich einweihen. Ich rede öffentlich, so viel ich nur irgend kann, onym, anonym, Manche behaupten auch pseudonym, aber das Letzte habe ich nicht eingestanden. Von allen Menschen am liebsten möchte ich deinen Beifall gewinnen, denn du giltst allgemein für einen ehrlichen und verständigen Mann, und deine Zustimmung, wenn ich sie wohlbeglaubigt vorzeigen könnte, würde mir viel nützen. Also, bitte, setze Dich und höre mir zu.

Sokrates. (Nachdem er einige Stunden aufmerksam gehört hat, steht auf, grüßt höflich, und sagt im Abgehen vernehmlich:) Dieser weiß es zwar nicht, bildet sich jedoch ein es zu wissen, wogegen ich, da ich es nicht weiß, es mir auch nicht einbilde.

## Kritische Rundblicke.

### John Motley.

Der Tod John Lothrop Motley's ist nicht nur für die Amerikaner, sondern auch für uns Deutsche ein großer Verlust. Betrafen doch die letzten Arbeiten des großen Historikers eine der wichtigsten und traurigsten Perioden unserer Geschichte, den dreißigjährigen Krieg, dessen erste Anfänge Motley bereits in seinem lehrererschienenen Werke, dem „Leben Oldenbarneveld's“ beschrieben hatte. Wenn sich die Meldung englischer Blätter befähigen sollte, daß sich die Geschichte des dreißigjährigen Krieges in Motley's Nachlasse vollendet vorgefunden habe, so gäbe es dann doch wenigstens endlich ein lesbares Buch über diese furchtbaren Zeiten. Die deutsche Literatur hat darüber nur werthvolle Einzelheiten aufzuweisen, unter welchen sich indessen kaum eine findet, die mit der Gelehrsamkeit jene schriftstellerischen Vorzüge vereint, ohne die man zum einmal kein Geschichtsschreiber sein kann, was auch immer unsere archiburdwählenden aber leider gar zu oft geschmacklosen Forscher meinen mögen. Freilich besitzen wir über den dreißigjährigen Krieg Schiller's Werk, auf das vornehm herabzusehen, sich nicht ziemen würde, allein schließlich wird man doch trotz aller Anerkennung zugeden, daß jene zuerst in einem Damenkalender veröffentlichte Geschichte nicht recht mehr für unsere historischen Bedürfnisse ausreicht.

Ist es nun aber nicht interessant, daß wir Motley genau denselben Weg schreiten sehen, wie Schiller, von der Schilderung des Abfalls der Niederlande und ihres Ausblühens zu dem Creueln des dreißigjährigen Krieges? Diese Nehmlichkeit beruht offenbar auf innern Gründen. Nur bis zum dreißigjährigen Kriege können die niederländischen Ereignisse das allgemeine, wahrhaft weltgeschichtliche Interesse beanspruchen, mit dem dreißigjährigen Kriege

treten sie in den Hintergrund. Später in ihren Kriegen gegen Ludwig XIV. sehen sie nicht mehr allein und sind nur ein Glied der antifranzösischen Liga, Wilhelm III. endlich ist trotz seines echt-holländischen Charakters schließlich mehr eine Persönlichkeit der englischen Geschichte. So hoch er möglicher Weise auch selber das alte Vaterland über das neu-erworbene Königreich stellte, von seinen Zeiten an datirt doch das Wachstum Englands, das eine überseeische niederländische Befugung nach der andern sich aneignete und erst eben in brutalster Weise dem letzten Reste holländischen Wesens in Afrika ein Ende machte. Ohne Zweifel dürften auch die asiatischen Ueberbleibsel davon kommen, wenn die Niederlande sich nicht wieder des großen Mutterlandes erinnern und dieses nicht seinen Pflichten von Neuem eingedenk wird. Denn daß die Niederlande schließlich nur ein Appendix Deutschlands sind, läßt sich nun einmal nicht widerlegen, so sehr eine solche Behauptung auch die Mynheers kränkt. Der Verlauf der niederländischen Geschichte, wie er sich im Forschungsgange Schiller's und Motley's spiegelt beweist es. Die weltgeschichtliche Bedeutung der Niederlande beschränkt sich auf jenen Zeitraum, wo Deutschland zur völligen Unbedeutendheit herabgesunken war, selbst in passiver Beziehung, als es, sich von den ersten Kämpfen der Reformation erholend, an den elendesten theologischen Streitigkeiten vergnügte, Kepler verhungern ließ und Rudolf II. seinen Kaiser nannte, als Heinrich IV. jagte, die Deutschen verständen nur drei Dinge, Pressen, Saufen und Schlafen, und Herzog Alba sein Urtheil über die deutschen Fürsten in das Wort zusammenfaßte, sie hätten zwar die wildesten und schredlichsten Thiere im Wappen, vor ihnen selber brauche sich aber keiner zu fürchten. Wer in dieser Epoche nicht den Geschmack an seiner Nation verlieren will, der suchte sie nicht beim

Reichshofrath zu Wien, nicht bei den städtischen Bedanten, und nicht an den Fürstenhöfen, wo Mann und Weib Abends betrunken unter dem Tische lag, sondern auf den Schiffen der müthigen Geusen und unter den bewundernswürdigen Bertheidigern von Leyden.

Somit meine ich muß Deutschland Motley auch für die Werte dankbar sein, die dem Publikum bereits vorliegen, den „Ursprung der niederländischen Republik“, „die vereinigten Niederlande“. Und ist nicht schließlich der Held jenes Befreiungskampfes, Wilhelm von Oranien, ein Deutscher? Das wird auch der dickläufigste Mythenstrick nicht abstreiten können, läßt ihn doch sein wackerer Kampfgenosse, Wagnig von St. Aldegonde, im vielberühmten Volksliede selber sprechen:

Wilhelm von Oranien  
Bin ich, von deutschem Blut!

Und keineswegs war damals schon die Anhänglichkeit an das Reich an den Rheinmündungen gänzlich erloschen. Aber das Reich ließ die Niederlande in Stich, sein Kaiser ward selbst diplomatisch stumm, als Philipp II. sich ihm zum Schwiegersohn anbot und rächte das wahnwitzige Todesurtheil nicht, das der spanische Monarch sammt seinem Alba über alle Bewohner der Provinzen ausgesprochen hatte.

Eine Epoche, wie den Abfall der Niederlande, kann man nicht in jener kalten objectiven Weise schildern, wie sie vielfach als die einzig historische gepriesen wird. Motley hat dies nicht gethan, er schreibt so, daß man merkt, es handelt sich um Menschen, und nicht etwa um chemische oder physikalische Vorgänge. Er macht aus seiner Bewunderung für den großen Oranier kein Hehl und hat ihm in seinem Werke das herrlichste Denkmal gesetzt. Daß es nicht an Protesten fehlen würde, ließ sich denken. Die Ultramontanen konnten diese, wenn ich so sagen darf, historische Heiligensprechung ihres Gegners, des Erfinders der Toleranz, nicht zugeben. So hat denn die deutsche Literatur eine katholische Gegenschrift aufzuweisen, eine Geschichte des Abfalls der Niederlande von Holzwarth, die allerdings mit jenem unlängbaren Geschick abgefaßt ist, wie sie die ultramontanen Gelehrten besitzen, und in welcher Philipp II. ein frommes Dämmergeschwänzchen und Alba ein ersterer Staatsmann wird. Damit wird nun freilich Motley's Schilderung dieses Mannes, der tausende von Untertanen unterjochte, dabei

sich selber in der eitelsten Weise Denkmäler setzte und zu guter Letzt bei Nacht und Nebel aus Brüssel vor seinen Gläubigern floh, nicht umgestoßen.

Der Ultramontanismus erkannte indessen richtig, daß er die Motley'schen Werke nicht unbeantwortet lassen könnte. Sie sind in der That die fürchtbarste Anklage, welche je gegen ihn erhoben. Das Unheil, was die katholische Reaction über die Menschheit gebracht, ist kaum aus zu denken; es genügt die drei Worte: Bartholomäusnacht, Alba's Sturtheite und dreißigjähriger Krieg auszusprechen. Wenn dem Helden des Protestantismus gegenüber auch die katholische Reaction einen ehrwürdigen Helden gefunden hat, so ist dies nicht Motley's Schuld, wohl aber ist es sein Verdienst, den Charakter Philipp's II. erst in seinem wahren Lichte gezeigt zu haben. Bis dahin besaß der Sohn Karl's V. für die Nachwelt immer noch etwas Imponirendes. Bei näherer Betrachtung stellt sich heraus, daß das Imposante nur in der Größe der spanischen Monarchie liegt, die in besseren Zeiten emporgediehen, an ihm und seinem Vater in Wahrheit zwei Mörder gefunden hatte. Die Schweigsamkeit und der Ernst Philipp's II. ist die Vorsicht der Bounirtheit; es lebt in ihm eine enge, umbüfferte Schreiberseele, eine Bedanterei, die sich gewissermaßen eine eigene Scholastik des Gottesgnadenthums geschaffen hat. Seine Vornehmheit fiel ihm in seiner unannahbaren Stellung um so leichter, als er ohne einen Funken Gemüth war, alle menschlichen Empfindungen glitten an seinem Herzen ab, wie an kalten schlüpfrigen Felswänden. Nur so war es möglich, daß Philipp, nachdem er eine Reihe der entsetzlichsten Verbrechen auf sich geladen, den Mordmord in Gold genommen, den Verrath zu seinem Diener erloren, die Qualen seiner letzten Krankheit mit dem Gleichmuth eines echten Christen trug und schon sterbend die Summe seines Lebens in der Aeußerung zog: „ich habe wissentlich Niemanden beleidigt.“ Es ist ein fürchtbares Gemälde, das Motley enthielt und an seiner Authenticität ist um so weniger zu zweifeln, als Philipp mit bureaukratischer Gewissenhaftigkeit jeden von ihm beschriebenen Faden Papier im Archive zu Simancos niederlegte, da er nun aber eben Alles schriftlich abzumachen pflegte, die Aktenstücke selbst für seine geheimsten Frevelthaten, wie die sogenannte Hinrichtung, richtiger heimliche Ermordung Montignys, den er offiziell am Fieber sterben ließ, vorhanden

sind. Wilhelm von Oranien fiel bekanntlich nach manchen vergeblichen Versuchen endlich von der Hand Balthasar Gerard's, dessen Nachkommen Philipp zum Dank in den Adelsstand erhob. Bald aber trat sein Sohn Moriz für ihn als Kämpfer der Niederländer ein. So gruppiert sich denn Alles um Habsburg und Oranien. Aber Motley zeigt uns auf Habsburg's Seite nicht nur die Schattenseiten, er läßt uns auch den Heldemuth jener spanischen Krieger bewundern, die damals mit Recht als die erste Armee der Welt galten, was freilich den Ruhm ihrer Gegner noch erhöht. Umgekehrt zeigt er auch auf der Seite Oranien's im „Leben Oldenbarneveld's“, wie in den Niederlanden, sobald nur die äußere Gefahr einigermaßen in den Hintergrund gedrängt war, der innere Hader begann, die Ehrsucht die Pflichten gegen das Vaterland verkannte und es dahin kam, daß ein trotz mancher Schwächen doch großer Patriot, Oldenbarneveld, auf dem Blutgerüste starb. Trotzdem wird freilich der Baum an seinen Früchten erkannt; was die Früchte der spanisch-habsburgischen, ultramontanen und

was die der „oranischen Politik“ (welchen Ausdruck die „Germania“ noch deutlich im schmähenden Sinne gebraucht) zeigen Motley's Bücher: dort den vollständigen Niedergang, ein Volk adelstolzer Bettler; hier eine Nation, die sich in unglaublich kurzer Zeit von ebenso unglaublichen Leiden erholt, den Welthandel an sich reißt, und bald, so klein der Fleck Landes ist, den sie bewohnt, für die Erste der Zeit gilt.

Motley's Schriften sind ein dauernder Bestandtheil der Literatur. Einmal wegen ihrer inneren Verdienste, der gründlichen Forschung, der vortrefflichen stets interessanten Erzählung, der ausgezeichneten Charakteristik. Der „Ursprung der Niederlande“ ist in den Ländern englischer Junge ein Volksbuch, das in billigen Ausgaben überall verbreitet ist. Aber auch die äußerliche Bedeutung wird Motley's Schriften fortleben lassen, die Wichtigkeit der in ihnen behandelten Ereignisse. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, ihm auch in Deutschland immer mehr Leser zu gewinnen.

**Hans Herrig.**



## Miscellen.

Bei dem Shakespearifest in Stratford gab es eine mit Citaten gewürzte, höchst kuriose Speisefarte, die wir hier folgen lassen:

„Ein allgemeiner Willkommen Seiner Gnaden Begrüßt euch M', ihr Frau'n"; (Heinrich VIII. Akt 1, Scene 4.)

„Bringt das Bankett sogleich, und Wein genug.“ (Antonius und Kleopatra. I. 2.)

„Das Essen steht auf dem Tisch.“ (Luftige Weiber I. 1.)

Lachs mit Majonaise-Sauce.  
Roastbeef.

„Wenn sie frischblutend sind, so kommt kein Schmaus ihnen gleich und ich möchte meinem besten Freund ein solches Fest wünschen.“ (Timon von Athen I. 2.)

Lammbraten.

„Kamt ihr, das Lamm beim Fuchse hier zu fordern?“

(Roh für Roh V. 1.)

Zunge.

Schinken.

„Süßer Sprößling von Yorks großem Stamm.“ (König Heinrich VI. I. Theil II. 5.)

Gebratene Hühner.

„Wir schlachten ja Geflügel nur, wenn's Zeit ist.“ (Roh für Roh II. 2.)

Kinderbraten.

„O mein schönster Hinderbraten, ich muß immer dein guter Engel sein.“ (König Heinrich IV. I. Th. III. 3.)

Kalbsteisch, Tauben, Rumpsteak,

Pastete mit Champignons.

Lauter verdeckte Schäßlein.

Ein königliches Mahl, das glaubt mir.“

(Timon von Athen III. 6.)

Salate.

„Ich bin über die Mauer gestiegen, um zu sehen, ob ich Gras essen oder mir wieder einen Salat pflücken kann, was einem bei der Hitze den Magen recht gut fählt.“

(König Heinrich VI. II. Theil IV. 10.)

Pasteten, Eingemachtes.

„Gut Essen ist gemein, Herr, das kauft man aller Orten.“

(Komödie der Irrungen. III. 1.)

Weine.

„Er ruft nach Wein und „Prosit!“ schreit er.“

(Der Widerspenstigen Zähmung. III. 3.)

In einem Ergänzungsbaude zu Rückert's Werken, der kürzlich bei Wih. Braumüller in Wien erschienen ist, wird folgende Anekdote erzählt:

Als Rückert (in den vierziger Jahren), auf dem Ordensfeste in Berlin, sich in freundlicher Unterhaltung mit einem Hofbeamten befand, trat plötzlich Alexander von Humboldt an ihn heran.

„Aber, mein lieber Rückert,“ sagte er, beide Hände darreichend, „heute hätten Sie doch Ihre Orden anlegen müssen; Sie haben wohl übersehen, daß es Ordensfest ist?“

„Daran“, erwiderte der Dichter, ohne in die geringste Verlegenheit zu kommen, „ist meine Frau schuld, welche die Bänder verlegt oder verwendet hat!“

„Die Bänder verlegt? — zu den Orden? Das war noch nicht da!“ und lächelnd eilte Humboldt zum Könige, um ihm zu erzählen, Rückert's Frau habe die Ordensbänder zu Haubendändern verwerthet!

Die Mittheilung, die von den meisten geglaubt wurde, ging hinter dem Rücken des Dichters von Mund zu Mund, und erregte eine den ganzen Abend fortbauende Heiterkeit, die Rückert allein sich nicht erklären konnte.

Klrfred Friedmann's „Angioletta“ und „Feuerprobe der Liebe“ ist soeben bei Ed. Hügel in Wien in zweiter Auflage erschienen. Die zweite Auflage eines rein poetischen Werkes — das ist immer eine rara avis, die Beachtung verdient.

„Wenn ein Schriftsteller dir versichert, daß er Geld braucht, so glaube es ihm auf sein Wort!“

Dieser Ausspruch Heine's ist kürzlich dadurch Lügen gestraft worden, daß Karl v. Holtei in der glücklichen Lage war, eine ihm angetragene Unterstützung zurückzuweisen. Er erhielt einen Betrag von 1686 Mark 60 Pfennige zugesellt, welche ihm der deutsche Gesangsverein in Mexico als Ergebnis eines Concerts übersendete. Man hatte nämlich in Mexico geglaubt, daß Holtei im Barmherzigen-Kloster Aufnahme suchte, aller Mittel entblößt sei und zu seinem Besten ein Concert veranstaltet. Bei diesem Concerte wurde auch eine Festschilde auf Holtei gehalten und zum Schluß unter großem Enthusiasmus das „Rantelied“ gesungen. Holtei hat den obenerwähnten Betrag dem Kloster der Barmherzigen Brüder in Breslau zur Verpflegung armer Kranken überwiesen und glaubt damit der Intention der Weber, da er selbst der Unterstützung nicht bedarf, am besten entsprochen zu haben.

Schiller's letzter Enkel, Ludwig Ernst Friedrich Freiherr von Schiller, ist am 8. Mai in Stuttgart gestorben. Er war österreichischer Officier und scheint an die Oeffentlichkeit nie mit seinem Namen getreten zu sein, ein einziges Mal ausgenommen, als reactionäre Zeitungen im Jahre 1850 die Notiz brachten, ein Officier Namens Schiller, Nefte des Dichters, habe den Feldzug in Ungarn mitgemacht und einen Orden erworben, und die haarsträubende Bemerkung beifügten, der Nefte habe es weiter gebracht, als der Oheim. Die Nachricht war in jeder Hinsicht falsch, jener Officier nur ein Namensvetter und der Nefte, wie gesagt, ein authentischer Enkel. Dahin berichtigte Emilie Freifrau v. Gleichen, Schiller's jüngste Tochter, die schöne Notiz. In den letzten Jahren lebte der Enkel des großen Dichters als pensionirter k. k. Major meist in Graz und scheint in Stuttgart nur auf Besuch seiner dort lebenden hochbetagten Mutter gewesen zu sein. Sein Sohn, Urenkel Schiller's, ist ihm in den Tod vorangegangen; mit ihm erlischt also der Manneschamm

der Familie. Man weiß indeß, daß Freiherr v. Gleichen-Rußwurm, der Sohn jener Emilie, unlängst bei Eröffnung des Schiller-Denkmals in Wien anwesend, seinem ältesten Sohn den Vornamen Schiller gegeben und zugleich bestimmt hat, daß in der Nachkommenschaft der freiherrlichen Familie Gleichen-Rußwurm stets ein männlicher Sprosse auf den Namen Schiller getauft werde. Der Name des Dichters wird also immerhin in der Familie verewigt bleiben.

#### Uebersetzungsversuch.

„Honoris causa schreib ich nur,  
Dieß jüngst ein Autor mir entgehn.  
Das heißt, bin ich auf rechter Spur:  
Er schreibt — des Honorares wegen.“

In Wien erscheint unter der Redaction von Anton Edlinger ein neues „Literaturblatt“, dessen erste Nummer u. A. einen recht schneidigen Aufsatz von S. Heller über die heutige literarische Kritik enthält. Das ganze Journal macht den Eindruck einer redlich gemeinten, den besten Zielen nachstrebenden Unternehmung, die der Aufmerksamkeit der Literaturfreunde würdig ist.

#### Sprüche.

Von G. Heller.

Hör' Misanthrop, laß dich befehren  
Du bist ein jämmerlicher Heiß;  
Die Welt kann dich sehr leicht entbehren,  
Du nie die Welt.

Mit Vorsicht und mit klugem Rath  
Läßt manche Klippe sich umschiffen,  
Und durch ein unverständliches Citat,  
Läßt mancher Gegner sich verblüffen.

Mit seines Vaters Ruhm  
Und Größe sich zu spreizen,  
Heißt seinen Ofen mit  
Gestoh'nem Holze heizen.

Der Wein ist leichter geschlürft, als bezahlt,  
Ein Bild ist leichter gesehen, als gemalt,  
Empfunden ist leichter ein Lied als erdacht  
Und ein Spruch viel leichter gelobt, als gemacht.



Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die Redaction der „Neuen Monatshefte“ sind an Herrn Dr. Oscar Stumenthal, Berlin S. W., 32 Halle'sches Ufer zu richten.

Verlag von Ernst Julius Grieben in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Grieben in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt Verfolgungsberechtigt vorbehalten.



Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

# Heimgarten.

Eine Monatschrift

herausgegeben von **P. K. Hofegger.**

Allmonatlich erscheint ein Heft 5 Bogen stark. Lex. 8°. Preis pro Heft 60 Pf.  
Preis pro Jahrgang 7 Mark 20 Pf.

Von nachstehenden hervorragenden Schriftstellern sind bereits mehrere Beiträge geliefert:

**K. Anzengruber, H. Auegg, Ada Christen, E. Eckstein, L. Eichrodt, Jos. Erler, L. Habicht, Rob. Hamerling, v. Helfert, H. Hopfen, L. v. Hörmann, Prof. Dr. G. Jäger, Dr. L. Kronek, H. Malfer, Friedr. Marx, Alfr. Meißner, A. C. Müller, P. K. Hofegger, Dr. A. Schlossar, A. Silberstein, E. M. Vacano u. a. m.**

== Wir laden zum Abonnement ein. ==

**Verlagsbuchhandlung Leykam-Josefsthal in Graz.**

In der **C. F. Winter'schen** Verlagshandlung in Leipzig ist erschienen:

## Euripides.

Deutsch in den Verhältnissen der Urschrift

von **J. J. C. Donner.**

Dritte Auflage.

3 Bände. 8. geh. 15 Mark.

In demselben Verlage sind erschienen:

**Sophokles.** Deutsch von Donner. Achte Auflage. 2 Bde. 8. geh. 6 Mark 60 Pf.  
Eleg. geb. in Leinwand 7 Mark 50 Pf.

**Aristophanes.** Deutsch von Donner. 3 Bde. 8. geh. 15 Mark.

**Pindars Siegesgesänge.** Deutsch von Donner. 8. geh. 4 Mark 50 Pf.

**Terentius Lustspiele.** Deutsch von Donner. 2 Bde. 8. geh. 9 Mark.

**Die Lustspiele des Plautus.** Deutsch von Donner. 3 Bde. 8. geh. 15 Mark.

Im **Verlags-Magazin** in Zürich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen  
à 4 Mark zu beziehen:

## Neue Gedichte

von

**Georg Herwegh.**

Herausgegeben nach seinem Tode.

# Für Lehrerinnen!

Seit Beginn dieses Jahres erscheint im unterzeichneten Verlag eine

## „Allgemeine Zeitschrift für Lehrerinnen“.

Herausgeber derselben ist Professor Dr. F. M. Wendt in Troppau, rühmlichst bekannt durch seine literarische Thätigkeit auf dem Gebiete des weiblichen Erziehungswesens, und vorzüglich bewährt und geschult in seiner Eigenschaft als praktischer Pädagoge. Im Verein mit einer sehr ansehnlichen, fortwährend wachsenden Zahl der hervorragendsten Schriftsteller und Schriftstellerinnen aller Länder ist es ihm gelungen, das junge Unternehmen in überraschend kurzer Zeit bei der **überwiegenden Majorität der Lehrerinnen** einzubürgern. — Es musste in der That befremden, dass die Lehrerinnen, deren Zahl sich allein in Deutschland auf über 18000, in Oesterreich auf 6200 beläuft (in Amerika überwiegt bekanntlich die Anzahl der Lehrerinnen jene der Lehrer um ein bedeutendes — St. Louis zählt z. B. 40 Lehrer und 446 Lehrerinnen) dass, sagen wir, die Lehrerinnen bisher noch kein Organ besaßen, welches die zum Theil wenigstens eigenartigen und leider häufig nichts weniger als schonend behandelten Interessen der Lehrerinnen einheitlich, nach festen Principien, und dabei nach allen Seiten hin möglichst taktvoll vortrat; um so erfreulicher erscheint es, dass diesem fühlbaren Bedürfniss jetzt in so erfolgreicher und gediegener Weise durch die „Allgemeine Zeitschrift für Lehrerinnen“ begegnet ist. Für die Lehrerin der höheren Töchterschule, der Volksschule, für die Arbeitslehrerin, für die Stellen-Aspirantin, kurz für Jede in der ganzen Lehrerinnenschaar ist durch treffliche Leitartikel, durch ein unterhaltendes Feuilleton, zahlreiche Original-Correspondenzen aus allen Ländern, Recensionen, Publicirung aller wichtigen Gesetze, Ernennungen, offene Stellen (letztere werden auf das vollständigste und schnellste publicirt) gesorgt.

Die „Allgemeine Zeitschrift für Lehrerinnen“ erscheint monatlich zweimal in elegantester Ausstattung; der billige Preis von jährlich 6 Mark (= 3 fl. öst. W.) wird dazu beitragen, das verdienstvolle Unternehmen noch mehr wie bisher allseitig einzubürgern und nach und nach **jeder vorwärts strebenden Lehrerin unentbehrlich** zu machen. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und Postanstalt. — Bei Ubersendung des Betrages per Postanweisung an die unterzeichnete Administration erfolgt Ubersendung jeder Nummer sofort nach Erscheinen direct per Post. —

Administration der „Allgemeinen Zeitschrift für Lehrerinnen“

(Bertschinger & Heyn) in Klagenfurt (Oesterreich).

Soeben erschien im Verlage von S. Schottlaender  
in Breslau:

# Spanisches und Römisches.

## Kritische Plaudereien

über  
Don Emilio Castelar, Pio Nono, den vatikanischen  
Gott, und andere curiose Zeitgenossen.

==== Von **Dr. M. G. Conrad.** ====

Notte: ἕβδος ἀνθρόπων ζωῶων.

==== Eleg. brochirt. Preis **5** Mark. ====

Dieses Buch des geistreichen Verfassers wird in allen gebildeten  
Kreisen sicher die grösste Sensation hervorrufen.

# Neues Frauen-Brevier.

Von  
Amely Bülte.

Ein Band. Elegante Ausstattung. Preis gebunden 4½ Mark.

## Inhalt:

Frauenbildung. — Wie erzieht man Mädchen? — Die Gefährtin des Mannes. — Der eigene Herr. — Die junge Frau. — Das Wirtschaftsgeld der Hausfrau. — Frauen-Industrie. — Die Kunst der Sparbarkeit. — Die Feinde des häuslichen Glückes. — Die Frau als Mutter. — Die geschiedene Frau. — Das Elternhaus. — Die Stütze der Hausfrau. — Die Pension. — Die höhere Töchterkammer. — Die Tanten. — Die Erzieherin. — Die Lehrerin. — Die Vermählten. — Die Gesellschafterin. — Die Krankenpflegerin. — Die Wittve. — Die Schöne. — Schönheitsbetrachtung.

## Artikelle der Presse:

„Dieses Brevier enthält einen wahren Schatz von Menschenkenntniß und meint es mit der Frauenwelt um so ehrlicher, als es sich nicht ziert, die Wahrheit offen auszusprechen. Emancipation der Frau im edelsten Sinne des Wortes wird hier angestrebt, jene Bildung des Herzens, des Geistes und des Gemüthes empfohlen, welche die Frau befähigt ihre Zwecke als Gattin und Mutter bestens zu erfüllen.“  
Grazzer Tagespost.

„Das von Amely Bülte herausgegebene „Neue Frauen-Brevier“ bedarf wohl kaum der Empfehlung. Es befragt alle Fragen, welche an die Jungfrau, die Frau, die Gattin und Mutter herantreten, in würdiger Sprache. Diese wirkt umso mehr, als sie von einer Frau ausgesprochen wird, die, weit entfernt von falscher Sentimentalität und platter Gefühlshulsterei, eine reiche Lebenserfahrung vertritt.“  
Neue freie Presse.

„In einer Reihe geistvoll geschriebener Aufsätze legt die Verfasserin des vorliegenden Buches ihre Ansichten und Erfahrungen über die Aufgabe der Frauen nieder. In scharfer, aber wohlberathigter Weise befragt sie die Mängel des jetzigen Erziehungssystems und giebt wohlgemeinte Rathschläge; sie erörtert die Pflichten der Frauen in ihren verschiedenen Lebensstellungen, namentlich aber die Pflichten der Mutter gegen ihre Töchter.“  
Breslauer Zeitung.

„Die gerade auf diesem Gebiete erfahrene und bekannte Schriftstellerin giebt in anziehender Form Selbsterfahrungen und Selbstgedächtes. Ihre Bemerkungen über die Erziehung der jungen Mädchen, über das häusliche Leben, über das Verhalten der Frau, zeichnen sich durch ihre scharfe Beobachtung der Wirklichkeit aus. Das Buch ist ein der anregenden und bildenden auf dem Felde der „Frauenfrage“ im höheren Sinne des Wortes. Die Ausstattung ist trefflich.“  
Rationalisierung.

„So heißt das Buch mit Recht ein Frauen-Brevier, denn es ist kaum eine die Frauen berührende Frage unberücksichtigt geblieben, und auch darin tragen die Ansätze den Charakter des Breviers an sich, daß sie knapp und kurz sind, es ist nur das Verwahrte und lang Beweiste in dieselben niedergelegt; obwohl durchsichtig und klar erhebt sich die Diction oft zu dichterischer Schönheit. Die Verfasserin hat die Frauen und Töchter der mittleren und höheren Stände vor Augen und deckt hier, wie sie es schon in ihren Romanen gethan, die Mängel der Frauenerziehung mit, aber ohne Schonung auf, namentlich jene Sorglosigkeit, mit der vielfach in der Erziehung die Wechselfälle des Lebens, das plötzliche Zusammenbrechen des Hausstandes außer Acht gelassen wird; von durchschlagender Wirkung ist in dieser Beziehung die Schilderung der sogenannten „Stille“ der Hausfrau, die vielfach Mädchen der gebildeten Klassen als letzter Rettungsanker vor Augen sieht.“

Das Buch bietet reiche Anregung, es wird nicht bloß Fingerringe des Nüchternen geben und da und dort Veranlassung werden, von einem Vorurtheil zurückzukommen und eine neue Bahn einzuschlagen wie die Verfasserin im Vorwort die Hoffnung hegt, sondern es dürfte auch bei mancher unter den Frauen das Nachdenken wecken, „ob und wie weit sie der großen Aufgabe ihres Lebens nachkommen und nachgekommen sind, veredelnd auf ihre Umgebung und durch die Kinder auf die kommenden Geschlechter einzuwirken.“  
Carlsruher Zeitung.

St. Excellenz und Präsident der Königl. Württembergischen Centralstelle für Gewerbe und Handel, Herr von Steinbeis, empfiehlt das „Neue Frauen-Brevier“ im Gewerbeblatt aus Württemberg mit folgenden Worten:

„Neues Frauen-Brevier. Unter diesem Titel ist von Amely Bülte den Frauen und Jungfrauen Deutschlands ein Buch der Belehrung geboten, für welches wir, wie in unserer Nr. 51 von 1875 bezüglich der vortheilhaften Schrift von v. Stein ohne Anstand Bekanntschaft machen, indem wir von der Verbreitung desselben großen Nutzen erwarten.“

Während v. Stein mit allgemeinen Anweisungen in hinreichender Weise die Stellung bezeichnet, welche heutzutage die Frau in der Gesellschaft einzunehmen hat, giebt diese vortheilhafte Schrift des Näheren eine Reihe beschreibender Andeutungen über die verschiedenen Berufsarten und Berufsformen des weiblichen Geschlechtes und den dazu erforderlichen Grad der Ausbildung und der Selbstüberwachung. Wir glauben der Verbreitung dieser höchst beachtenswerthen Schrift keinen bessern Vorstoß leisten zu können als indem wir die Verfasserin selbst reden lassen, wie sie in Vorrede und Schluß sich ausdrückt.“

Soeben verliess die Presse:

# Kloster Heilsbronn.

Ein Beitrag zu den Hohenzollerischen Forschungen

von **Dr. R. G. Stillfried.**

Mit 57 in den Text eingedruckten Holzsehnitten und 89 Tafeln photolithographischer Abbildungen, sowie 3 Kupferstichen.

430 Seiten in Quart-Format in den folgenden 3 Ausgaben:

- A. Extra-Ausgabe auf feinstem Velinpapier, mit einer Anzahl künstlerisch kolorirter Photolithographien, gebunden in ganz Maroquin mit Goldschnitt. Preis Mark 65. Hiervon sind nur 25 numerirte Exemplare hergestellt worden.
- B. Ausgabe auf feinstem Velinpapier, broschirt und geheftet Preis Mark 40. — Dasselbe in **elegantem Einbände** mit Deckelpressung, reich verziert mit Goldruck etc. Preis Mark 50.
- C. Ausgabe auf feinem Druckpapier, broschirt und geheftet Preis Mark 27. — Dasselbe in **elegantem Einbände** mit Deckelpressung und Goldruck etc. Preis Mark 35.

Unter diesem Titel erschien soeben ein Werk, welches den Studien seinen Ursprung verdankt, die der auf diesem Gebiete als Autorität anerkannte Verfasser (**Oberceremonienmeister Graf von Stillfried-Alcantara**) behufs Herausgabe des II. Theiles der „Hohenzollerischen Forschungen“ betreiben musste.

Im Verlage von **Ernst Julius Gütther** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

## Beethoven's Leben.

Von

LUDWIG NOHL.

3 starke Bände. Preis 30 Mark; eleg. in 4 Ganzleinwandbde. geb. 34 M.

Dieses auf der breitesten Basis angelegte Werk, die Frucht eines mehr als fünfzehnjährigen Schaffens, kann mit vollem Recht die erste wirkliche Biographie Beethovens genannt werden.

Der Herr Verfasser hat keine Mühe und Opfer gescheut, um — oft aus den weitesten Fernen — das erforderliche Material herbeizuschaffen. Quellenmässig und erschöpfend zugleich steht hier ein wirkliches mit begeisterter Hingebung und Liebe gezeichnetes Bild Beethoven's vor uns, neu durch die Fülle bisher ungekannter Thatsachen, wahr und getreu durch die überzeugende Darstellung des inneren Zusammenhanges zwischen den äusseren Lebensumständen und dem Schaffen des grossen Meisters.

Das Werk kann auch nach und nach in 30 Lieferungen à 1 Mark bezogen werden.

### Einband-Decken

zu dem ersten bis dritten Bande der

**Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik,**

eleg. in Engl. Leinwand mit stillvollen Arabesken in Gold- und Schwarzdruck, reich verziert, sind zum Preise von 1 Mark 50 Pfge. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.